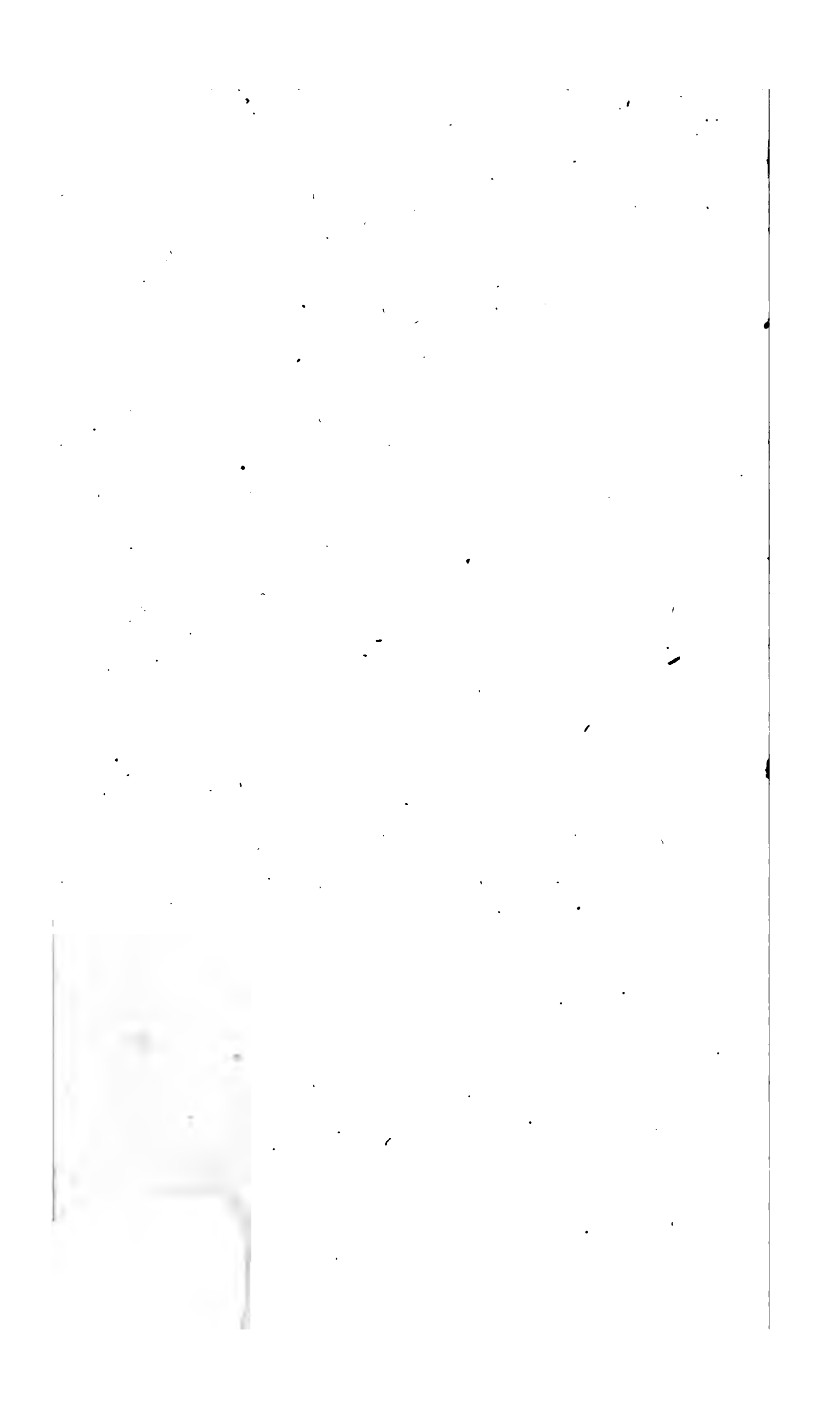
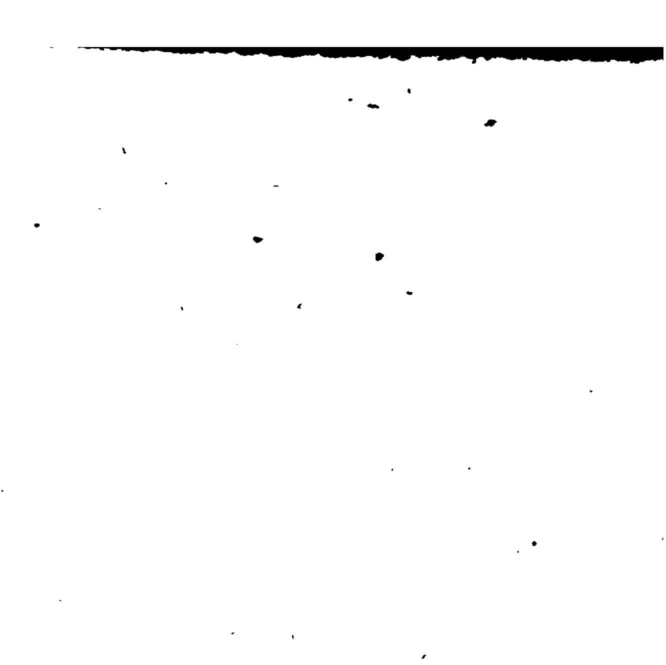










Blätter

dem

Genius der Weiblichkeit

geweiht

von

Friedrich Ehrenberg

Königl. Hofprediger zu Berlin.

Berlin,

bei Karl Friedrich Amelang.

1809.

Vorrede.

Was die erste Abtheilung dieser Schrift, die vermischten Aufsätze, betrifft: so habe ich dabey nur das zu bemerken, daß man nicht alles darin so ansehe, als sey es für die Nachbildung geschrieben. Es wird darin manches zur Sprache gebracht, was Gabe der Natur oder unwillkührlicher Ausdruck eines schönen Gemüthes ist, und durch keine Bildung erreicht werden kann. Reflexionen darüber sind zu würdigen, wie die, welche man über Werke der Kunst anstellt. Sie sollen das Treffliche hervor heben und ausscheiden, den Genuß desselben erleichtern, die einzelnen Züge zum Bewußtseyn bringen, ob sich nicht unbeabsichtigt etwas davon dem Leben mittheile — es, wo es vorhanden ist,

vor Unterdrückung und Entstellung sichern, mitunter auch zu den Bemühungen anleiten, aus denen es sich von selbst entwickelt. Was für die Nachbildung geschrieben ist, macht sich, durch die Behandlung und die hinzugefügten Winke, kenntlich.

Diotime's Selbstgeständnisse, welche die zweyte Abtheilung enthält, wollen die Aufmerksamkeit mehr für die Bildungsgeschichte, als für das Lebensgemählde, mehr für die Verirrung und das Streben, als für die angeborne Gestalt des Gemüthes in Anspruch nehmen. Viel Treffliches kann ein glückliches Naturell, unter dem Einflusse günstiger Umgebungen, in einer weiblichen Seele erzeugen, wie es uns die unvergleichlichen Bekenntnisse in Meisters Lehrjahren darstellen. Doch wird das nur der Stimmung — nicht dem Charakter angehören; es wird sich in einem schönen Sinne und einzelnen schönen Neigungen — nicht in jener durchgreifenden Veredlung des Innern offenbaren,

die alle Fehler zu vertilgen, alle Tugenden zu vereinigen sucht; diese ist nicht möglich ohne ernstliches und überlegtes Arbeiten an sich selbst. Zudem ist nicht allen jenes glückliche Naturell verliehen, und selten sind die Umgebungen so günstig, daß man sich ihrem Einflusse ohne Gefahr anvertrauen kann; die besten Frauen gerathen oft in große Verirrungen, wenn sie sich demselben ganz überlassen. Allerdings ist das Herrliche des weiblichen Charakters größten Theils Werk des edeln Gefühles, der frühen Gewöhnung, der bewahrten Sitte; aber dadurch werden die eignen Bemühungen nicht entbehrlich. Auch das Weib bedarf der anstrengungsvollen Uebung, um seine höchsten Angelegenheiten zu besorgen, um, im Leben für seine Bestimmung, ein wahrhaft edles, zufriedenes und glückliches Weib zu werden, um die köstliche Ruhe des Herzens zu gewinnen. Eine Ansicht des weiblichen Gemüthes und der weiblichen Bildung, die dies verkennt,

scheint sich immer mehr Geltung zu verschaffen; darum ist es jetzt vorzüglich nöthig, daran zu erinnern. Die Selbstgeständnisse machen das Verhältniß der natürlichen Disposition zur freyen Bildung anschaulich, sie deuten die Fehler an, welche sich am leichtesten in das weibliche Herz einschleichen, und die Mittel, durch welche sie bekämpft werden; sie zeigen, wie die Religion in das Innerste eindringen, und von dort aus das Leben veredeln will. Diotime's Stimmung ist ihre Individualität; was sie an sich gethan hat, ist allgemein anwendbar.

Immer größer wird die Zahl der Jungfrauen, welchen das Elend der Zeit das Glück der Gattinn und Mutter versagt. Möge, in dieser Hinsicht, Diotime lehren, wie das Weib, durch die rechte Pflege des Gemüthes und durch eine gute Anordnung des Lebens, sich auch im ehelosen Stande glückliche Tage bereiten kann.

Inhalt.

I. Vermischte Aufsätze.

I. Ver=

I.

Vermischte Aufsätze.

I.

Schönheit der Seele.

Schönheit der Seele — viel genanntes, oft entweihtes Wort für eine herrliche Sache! Habe der moralische Ungeschmack damit methodischer Verkrüppelung gehuldigt, die zerrende Eitelkeit an den erborgten Nahmen Prätensionen geknüpft, die Schwäche unter demselben sich Geltung zu verschaffen gesucht: wir wollen darum den echten Gehalt nicht verkennen. Möge der Geniedrang der Geistesleere, der Dünkel energischer Ungemeinheit den Kopf schütteln: sie haben das schon bey manchem gethan, was ihre Thorheiten überlebt hat, was sich noch in

seinem Werthe behauptete, als die Dünste und Nebelwolken, die ihr Nichts umgaben, längst von dem Lichte der Wahrheit zerstreut waren. Der richtige Sinn behält sein Recht, und wenn ihm der Genuß desselben auf Augenblicke verkümmert wird — verlieren kann er ihn nie —: so wird er ihm dafür nachher desto reicher und vollständiger.

Was ist die kluge, die geistreiche, die talentvolle, die mit allen Blüthen der Natur und Kunst geschmückte Frau neben dem Weibe mit der schönen Seele! Von jener wendet oft das Herz sich weg, während der Verstand sie bewundert, der Sinn mit Wohlgefallen bey ihr weilt; diesem schließt das Herz sich auf in Verehrung und Liebe. Es leistet uns Bürgschaft für echten Menschenadel.

Während wir noch schwankend und kämpfend mit Zweifeln vor der strahlenden Größe stehen, ruht zuversichtlich und freudig überzeugt unser Blick auf dem Seyn und Leben

der schönen Seele. Nur das unzweydeutig Treffliche, das jeder Verhüllung und Vorspiegelung Unfähige, Denken und Thun durch das Gemüth Verklärende, und im Denken und Thun das Gemüth Darstellende kann als Schönheit der Seele herzerfreuend und herzerweiternd hervortreten; und dann beschämt es, in stiller Glorie, die bedenkliche Kritik und die sophistische Abwürdigung. Das Große läßt immer dem Verdachte fremdartiger Beseelung, unlautrer Beymischung und trüglicher Kunst einigen Raum. Nimbus der Umgebung, Geräusch der That und Huldigung der Menge stellen sich nicht selten der Prüfung entgegen. Schönheit der Seele ist anspruchslos, einfach, der Beschauung offen bis ins Innerste; sie ist nichts, wenn sie das, was sie scheint, nicht ganz und im Innersten ist. Jede Spur des Absichtlichen, des Nachgeholfenen, des Verdeckten oder des Angeflickten bringt sie um ihr Wesen und ihre Eindrücke.

Wie das echte Kunstwerk aus Einem Stücke, von Einem Geiste gehalten, von Einer Idee durchdrungen ist, in der es sein Leben hat: so ist die Schönheit der Seele eine Bildung — und nichts an ihr, was nicht aus dieser lebensvoll hervorging. Die Größe holt oft von vielen Seiten zusammen, dem sie freylich von dem Ihrigen mittheilen muß, damit es das Ihrige werde.

Aber auch, wie dem Schönen in Natur und Kunst, unter allem, was sonst noch vorzüglich genannt wird, der Preis gebührt: so ist unter allem, was sonst eine menschliche Seele schmücken kann, ihre Schönheit das Lieblichste, das Freudenreichste. Und wenn das Schöne in der Natur und Kunst gefällt, so muß es als Gestalt einer menschlichen Seele entzücken. An dem edelsten Stoffe drückt sich sein Wesen am wahrsten und reinsten aus. Mit menschlichen Seelen in Verbindung zu treten ist seine Bestimmung, die ihm seliges

Verwandtschaftsgefühl gegenwärtig hält. Das Weib mit der schönen Seele ist das Beste, was es seyn kann.

Die Schönheit der Seele läßt sich so wenig, als die Schönheit überhaupt beschreiben; mit geheimnißvollem Zauber faßt sie in tausend Gestalten das Herz, und fesselt es am meisten durch die kleinen Züge, die der Zergliederung entschlüpfen, die der gemüthlichen Betrachtung alles, der spähenden Beobachtung nichts sind, und für welche die Sprache umsonst den Ausdruck sucht. Aber bezeichnen läßt sie sich, zur sichern Auskennung, zur Andeutung ihres Ideales, zur Unterscheidung von allem, was ihren Nahmen usurpirt und lügend ihr Gewand trägt — und zur Bestimmung der Stelle, die sie im veredelten Menschenwesen einnimmt.

Wie sich die Schönheit der Natur zu ihrer Ordnung, die Schönheit der Kunst zu ihrem Charakter, die Schönheit des Gedankens zu seiner Wahrheit: so verhält sich die Schönheit der Seele zu ihrer Sittlichkeit. Dort und hier scheint sie dem flüchtigen Blicke, als schickliches und hebendes Gewand, zu spielen um das Wesen; aber dort und hier — das zeigt sich dem aufmerksam weilenden — ist sie nicht bloß mit demselben zusammen- sondern auch daraus hervorgewachsen, mit ihm desselben Lebens theilhaftig — das Aeußere allein und ganz durch das Innere, nur in so fern ein Aeußeres, als es auch ein Inneres ist. Dem Princip, das in der Ordnung, dem Charakter, der Wahrheit, der Sittlichkeit bildet, gehört auch die Schönheit — seine höchste Entwikkelung — an.

Mehr als Sittlichkeit ist die Schönheit der Seele — zunächst ihre Vollendung.

Die Sittlichkeit erhebt sich im Kampfe, die Schönheit der Seele ist Friede; die Sittlichkeit zwingt die widerstrebende Begierde, die Schönheit der Seele ist Freyheit; die Sittlichkeit siegt über den Schmerz, die Schönheit der Seele ist Freude; die Sittlichkeit übt Verläugnung, die Schönheit der Seele ist treues Halten an sich selbst.

Sie ist auch noch etwas andres, als bloße Sittlichkeit; indeß diese von dem Willen erzeugt wird, ist jene Sache des ganzen Gemüthes, und durch das ganze Gemüth sind ihre Anlagen verbreitet. Mit diesen ihr eigenthümlichen Anlagen muß die Sittlichkeit sich vereinigen, oder vielmehr sie muß sich mit und aus diesen entwickeln, damit sie Schönheit der Seele werde.

So gibt es für die Sittlichkeit, ist gleich ihre Natur nur Eine, eine doppelte Ausgestaltung: Erhabenheit und Schönheit

der Seele; jene ist des Mannes Werth, diese des Weibes Trefflichkeit.

Die Form aller Schönheit findet sich auch in der Schönheit der Seele wieder; der Unterschied besteht in der menschlichen Beseelung, an der sie erscheint. Daher hier Gleichgewicht der Gemüthskräfte, der Gemüthserregungen, der Gemüthsäußerungen, Einheit des allseitigen, nach jeder Richtung entwickelten Lebens. Von dem Rein-Menschlichen ist nichts unterdrückt, nichts zurückgeblieben, nichts zu weit vorgedrängt, oder unverhältnißmäßig verstärkt — kein augenblickliches Verdunkeln, kein übermächtiges Hervortreten, kein feindseliges Gegeneinanderstreben, keine Bevortheilung des Einen zu Gunsten des andern, keine künstliche Ausgleichung — in jeder Hinsicht friedliches Bestehen neben einander, gegenseitige Unterstützung. In dem, was man ist und thut,

ist vollstimmige Menschheit, und jeder Ton der Seele damit im Einklange.

Heitre Gemüthsstille ist das Eigenthum schöner Seelen, die Frucht der Uebereinstimmung mit sich selbst.

Aber die Form allein macht die Schönheit der Seele nicht; es gehört auch ein eigenthümlicher Stoff dazu, Gefühle, Gedanken, sogar Phantasien, Stimmungen und Triebe.

Die Sittlichkeit kann manches Gefühles entbehren, das schönen Seelen nicht fehlen darf. Jene will Gesinnungen und Thaten, wozu ihr die Gefühle nur Mittel sind; diese begehrt im Fühlen selbst sich abzubilden. Ein weiches Herz, das aber ein andres ist, als ein verzärteltes, empfindelndes Herz, läßt sich von einer schönen Seele nicht trennen. Mitleiden und Mitfreude, tiefes Nachgefühl des Fremden überhaupt, lebhaftere Aufwallung beim Anblick des Schönen und Guten, stille Bewunderung des Vortrefflichen, be-

wegter Aufblick zum Herrlichen, innige Rührung, Wehmuth und Wonne, Empfänglichkeit für alles, was Erinnerung und Betrachtung wecken, was Freundschaft und höhere Liebe das Herz Interessirendes haben müssen dorther kommen.

Nicht allein die Gefühle schöner Seelen sind schön, sondern auch ihr Fühlen ist es — frey von dem Heftigen und Stürmischen, lauter in seinen Quellen, zart in seinen Regungen, leise und sanft in seinen Uebergängen, im richtigsten Wohlverhältnisse mit seinen Veranlassungen — sich selbst verständliches, sich selbst beherrschendes und an sich haltendes Durchfühlen dessen, was ein menschliches Herz zu treffen werth ist, dessen einzelne Momente leicht zu einem gefälligen Ganzen in einander fließen.

Schön, wie das Fühlen, ist das Denken schöner Seelen, ein feines Gewebe, vom sinnenden Verstande und dem freyen, fröhlichen,

warmen Gemüthe im Bunde gearbeitet — reich und einfach, wahr und gefällig. Ihre Gedanken sind Kinder des Lichtes, den tiefen Ernst bergend im freundlichen Schimmer — jeder ein Bild des innern Lebens. Scheint gleich der Geist mit ihnen nur ein ergötzliches *Spiel zu treiben*, so hat er doch seine Schätze in sie niedergelegt. Wie Blumen sich zu einem Kranze reihen, so entwickeln sie sich aus dem Bewußtseyn; und sinnvoll, wie oft die Blumen *im Kranze*, sprechen sie des Herzens Geheimnisse aus. In dem, was schöne Seelen gedacht haben ist etwas, dessen jeder sich freut, und was doch der gewandteste Kopf nicht so zu erdenken vermag. Es ist ein Ganzes, in noch anderm Sinne, als das Wahre ein Ganzes ist — wie keine Kunst es vollendet. Und nicht blos das, *tausend* kleine beziehungsreiche Nebenzüge verrathen den Ursprung.

Das Schöne der Seele muß sich allem mittheilen, was von dieser ausgeht; auch

den Träumen der Phantasie. Zu dem Reinen, Erfreulichen und Mannichfachen gesellt sich das Mäßigende und Haltende; der Himmel lacht in ihnen auf die Erde herab, und die Erde sieht süß verlangend zum Himmel hinauf; einverstanden fallen sie einander an das Herz, und der Umarmung entblühen Paradiese voll Kindlichkeit und Anmuth, Lust und Liebe. Schöne Seelen kennen die Flammen nicht, welche die Leidenschaft in der Einbildungskraft anzündet; denn die Leidenschaft selbst ist ihnen fremd. Unverkümmerten Genuß gewährt der Beschauung, was aus den Bildungen der Phantasie hervortritt — seligen Genuß dem Herzen, wenn es sich der Wirklichkeit vermählt. Fehlt ihm die hohe Genialität, welche Werke angestaunter Kunst erzeugt: so fehlen ihm auch ihre Verirrungen und ihr Zwiespalt, so fehlt ihm nicht jene sanfte, die das Leben versöhnt, und ihm immer neue Reitze giebt.

Der Stimmung schöner Seelen ist die Andacht eine liebe Vertraute. Die feyernde, die mit den Schauern der unsichtbaren Welt die Brust durchzittert, mit Gottes- und Unsterblichkeitsgefühl das Herz erfüllt, senkt sich oft auf sie herab; dann hängt der Blick am Himmel, und Himmelswonne dringt in das Gemüth, verbreitet Verklärungslicht über das ganze Wesen, vollzieht Thaten für die Ewigkeit, und reift an seiner Wärme das Köstlichste. Indeß auch stille Andachtsgefühle ziehen unaufhörlich, wenig sich ankündigend, aber mächtig bildend, durch die Seele. Andacht scheint über jeder Empfindung und über jeder Handlung zu schweben. Eine leise, wehmüthig heitre Rührung glaubt man an allem, selbst an der Freude wahrzunehmen, über der Erde glaubt man das Leben zu sehen, das gleichwohl mit ihr in inniger Befreundung steht, ihr Entzücken und ihren Schmerz fühlt, das sich freywillig, liebend, helfend, tröstend,

ihr anschließt. In der Thräne, die der Erdennoth fließt, strahlt süße Himmelsahnung. Geläutert und erwärmt kehrt der Geist von der Beschäftigung mit Gott zurück zu ihren Erduldungen und Pflichten, um unter diesen stets zu ihm hingewendet zu bleiben.

Was im Tugendhaften festgehaltene Maxime oder schwer errungene Gesinnung ist, das ist in schönen Seelen edler Herzenstrieb, aufgewachsen und genährt an der Unschuld — das Vertrauen Arglosigkeit, eingeborner Glaube, die Demuth Nichtkennen des Anspruches, unbefangenes Selbstbewußtseyn, lebendiges Gefühl des Rechten und Nothwendigen, unverkünstelte Einsicht der Schwäche und der Mängel, die Mäßigung edle Gemüthseinfalt, der Hochsinn Empfinden des Würdigen, Verachtung des Schlechten, die Geduld Bedürfniß der Ergebung, die Sanftmuth echte Milde, in der jede auffliegende Hitze erlischt, die Menschenliebe Wohlwollen

wollen mit Erbarmen und Herzlichkeit vereint, fühlendes Hingeben, selbstvergessenes Beystehen, die Freundlichkeit Widerschein des erleuchteten Innern — alles ein in sich beschlossenes Ganzes, daß man, wie in eine höhere Welt, in das Gemüth schaut; alle Fülle der Tugend wohnt da in heiligem und fröhlichem Leben.

Davon ist nun das Handeln schöner Seelen *ein Ausfluß* — *keine* Pflichterfüllung; nur selten kann ihnen die Vorstellung der Pflicht kommen, weil sie das lieben, was die Pflicht erzwingen will. Ihr Handeln enthält, was keine Pflicht gebiethen kann, weil es über der Pflicht ist — das, wovon die Pflicht ihre Beseelung erwartet, sittliche Jugendkraft, Genialität der Tugend. Daher das Leichte und Anspruchslose, als ob es nicht anders seyn könnte, das Warme und Vollherzige, was fast mehr noch, als die Hand-

lung selbst erfreut, da es den sittlichen Lebensgeist erfrischt.

Der wahrhaft guten That gebührt ein hoher Preis, ein höherer der schönen, in der die Anstrengung Lust geworden ist. Was diese vor jener auszeichnet, das läßt sich ihr nicht absehen, noch weniger nachthun; aber die verwandte Seele versteht darin die verwandte, und vollbringt das Gleiche, geleitet von demselben Genius.

Schönheit der Seele muß der Anmuth zum Grunde liegen; aber ihr Gebieth ist von weiterm Umfange; während die Anmuth sich bloß im Unwillkührlichen ausdrückt, beherrscht Seelenschönheit auch das Willkührliche; während jene bloß die Bewegung gestaltet, offenbart diese sich auch in Handlungen; während jene bloß Formen mittheilt, umfaßt diese auch Zwecke; das ganze Leben gehört ihr an, am meisten das, worauf des Lebens höchster Adel ruht.

Schönheit der Seele ist nie allein, wie die Tugend, Werk der Bildung; das Wichtigste, und eben das, was sie von der Tugend unterscheidet, muß die Natur für sie thun, und wo die Natur nichts für sie gethan hat, da ist das Ringen um sie vergeblich. Die Natur bringt, in Gedanken, Gefühlen und Herzenstrieben, die Stoffe hervor, aus denen sie sich entwickelt; sie legt, in einem höhern Instincte, das Ebenmaß an, welches das leitende Gesetz ihrer Entwickelung ist.

Unter günstigen Einflüssen von außen, gestaltet sich von selbst das Göttliche zur Schönheit der Seele aus. Aber selten sind die Einflüsse günstig genug; oft wirken sie verunstaltend entgegen. Daher bedarf es bey den meisten der Selbstbildung, deren Geschäft ist, das Vorhandene zu bewahren, und gegen Verderbnisse zu schützen, dem Versäumten nachzuhelfen, das Mangelnde hinzuzufügen, das

zu stark Hervorgetriebene zu mäßigen, und alles in das vollkommne Wohlverhältniß zu setzen.

Pflege des Vorhandenen sey diese Bildung; dann erstarkt es, und erweitert sich mächtig von innen, und nimmt von allem, was mit ihm in Berührung kommt, veredelnd so viel in sich auf, als der Gemeinschaft mit ihm fähig ist. Vom Fremdartigsten weiß es sich manches anzueignen, und aus dem Schlechtesten zieht es Gewinn.

Wie sich das Schöne nicht nach Regeln machen läßt, so läßt sich auch Schönheit der Seele nicht nach Regeln bilden; der Tact des Gefühles und der beständige Blick auf das Ideal müssen hier alles leisten. Nach Regeln kann wohl das Gute, aber nicht das Schöne im Guten hervorgebracht werden.

Schönheit der Seele kann nicht einmal Absicht der Bildung seyn, oder es entstehen verzerrte Nachahmungen, die hier gerade am widrig-

sten sind, und ihre Mißgestalt keinen Augenblick zu verbergen vermögen. Das Fromm- und Gutseyn sey das einzige Ziel des Strebens; denn es ist unumgängliche Bedingung der Seelenschönheit. Dazu benutzet, was die Natur Treffliches in Euch gelegt hat — und in weibliche Seelen hat sie deß viel gelegt —; eben diese Natur wird dann, still und langsam, aber sicher und glücklich, das Gute zum Schönen verklären. Der weibliche moralische Werth, blüht immer, wenn nicht Erziehung und frühe Eindrücke zu viel verdorben haben, in Schönheit der Seele auf.

Euch aber, bey denen jenes der Fall ist, genüge das Fromm- und Gutseyn; auch darin wird man Euch achten und lieben, der Beyfall Eures Herzens und des Unsichtbaren über den Sternen wird Euch um so mehr belohnen, je mehr Ernst und Anstrengung Ihr darin aufbiethen mußtet. Die Grimasse der Seelenschönheit aber würde Euch alles nehmen.

2.

Edle Einfalt.

Nicht selten erhebt die Zeit ihre Stimme am lautesten für das, was ihr am meisten fehlt, und was am weitesten aus ihrer Bahn liegt. Man muß das nicht immer für gefühltes Bedürfniß des Bessern halten, obgleich das Vermißte oft das Beßre ist. Das Schaukeln zwischen den Extremen hat etwas Behagliches, indem es die Ermüdung so wohl der Anstrengung als der Einförmigkeit verhüthet. Der Satte wendet sich zu etwas Neuem; die Abspannung fordert von dem Contraste stärkere Reitze; man findet zur Abwechselung ergötzlich, was man lange nicht gesehen oder getrieben hat. Gewöhnlich bleibt es beym Lobpreisen; oder man begnügt sich mit dem Kitzel der

Phantasie; oder man knüpft einen flüchtigen Verkehr an, der aufgegeben wird, so bald man sieht, daß es damit so leicht nicht geht, als man dachte. Zuweilen ist es indeß ernstlich gemeynt, es werden bedeutende Versuche gemacht, bedeutende Schritte gethan; da es aber an Lust fehlt, sich aus dem Alten ganz heraus zu versetzen, und von vorne anzufangen, da man es überdies mit dem Zeitalter nicht ganz verderben mag, so kommen nur verrenkte Gestalten zum Vorscheine, die oft ein noch traurigeres Ansehen haben, als die Verkehrtheiten, wovon man sich lossagen wollte. Manche übertreiben auch, indem sie sich dieser Verkehrtheiten zu erwehren suchen, auf der andern Seite.

So ist es mit dem gegangen, was man Simplicität, edle Einfalt nennt. Ueber dem Bestreben, das gar zu Künstliche abzulegen, sind viele gar zu einfältig geworden, ohne doch die überall durchscheinenden Spuren

der Künstlichkeit verbergen zu können. Zur Natur wollte man zurück; aber man kannte nur die Natur, wie sie in der Schule des Zeitalters gebildet ist — die sich in mancher Hinsicht nicht viel von der Unnatur unterscheidet — oder wie die Mode sie gestempelt hat, oder man warf sich, was das Bequemste war, einer ganz rohen und schlechten Natur in die Arme.

Edle Einfalt ist allerdings *Natur* — aber nicht *gemeine Natur*; wie könnte sie sonst eine *edle* heißen? Sie ist die Natur in gesunder, kräftiger Entwickelung, hervortreibend zur schönen Blüthe, was ihre Keime verhüllen, von sich ausstoßend, was, ihr fremd und zuwider, in sie hinein gebracht werden soll, vermeidend jeden Entwickelungsgang, der nicht in ihrer Richtung ist. Würde nur jeder das, was er, seiner reinen Natur nach, und dieser allein überlassen, werden kann, dann würde er gewiß das Beste. Das

Schlechte dringt sich von außen her auf, falsche oder unverhältnißmäßige Reitze bewirken es. Verbildung ist Ableitung von dem Ursprünglichen, das mit dem Wahren zusammenfällt.

Die edle Einfalt verträgt sich daher mit allem echt *Vortrefflichen*; denn das echt Vortreffliche liegt immer im Umkreise der Natur, und was nicht im Umkreise dieser individuellen Natur liegt, das ist für dieses Wesen kein echt Vortreffliches, so groß auch sonst sein Werth seyn mag. Daß das Vortreffliche des Menschen Eigenthümliches sey, ohne Vermischung und Verrückung, daß es, ein Erzeugniß des innersten Lebens, aus ihm klar, unverfälscht und geschieden hervortrete: das ist ihre Forderung, und je mehr es dann sich der Vollkommenheit nähert, desto edler ist sie selbst.

Auch verschmäht sie die Hülfe *künstlicher Bildung* nicht; die Bildung soll das

Werk der Natur beschleunigen, Hindernisse heben, Verderbnisse abwehren, naturwidrigen Einwirkungen entgegen wirken. Nur wolle sie nicht mehr als das; nur unterfange sie sich nicht, dieses Werk, nach eignen Begriffen oder herrschenden Meynungen zu verbessern, zu ergänzen oder umzumodeln; sie thue nichts hinzu, was jene nicht für das Ihrige erkennen kann.

Kultur und Einfalt sind nicht im Widerspruche; wenn jene anders der Natur getreu bleibt; wenn die feinern Verhältnisse, die Bestrebungen und Sitten, die sie erzeugt, nicht, von eigensinniger Willkühr gehalten, dieser Hohn sprechen; wenn sie nicht, wie es allerdings häufig genug geschieht, ihre Fortschritte nach dem Maße ihrer Naturverläugnung abmißt.

Der Einzelne kann freylich nicht ganz umhin, sich dem Zeitalter und der Gesellschaft gleich zu stellen. So nehme er denn von ih-

nen Farbe an; aber Form und Gehalt bestimme sein beßres Selbst. Nie gelüste ihn nach dem, wobey er nicht zu sich sagen kann: so bist du wahr.

Die edle Einfalt erwehrt sich nicht bloß der Entartung, des Verunstaltenden, des zu weit Getriebenen und des falschen Schmuckes; sie erwehrt sich auch des Ueberflüssigen; und dahin muß man alles rechnen, was von der Natur nicht angewinkt ist, was zur Schönheit, zur Würde und Zufriedenheit des Lebens nichts beyträgt. Wie viel aber haben deß nicht vornehmer und gemeiner Müßiggang, Eitelkeit und flache Geselligkeit, die nichts nöthiger hat, als sich pikant zu machen, ersonnen! Wie viele Bestrebungen, Einrichtungen und Gebräuche gehören hierhin! Wie viel leichter würde das Leben, das keuchend an den schweren Lasten zieht, dahin eilen — wie viel mehr Frohmuth, Herzlichkeit, echter Genuß, heitre Lebenslust — wie viel

weniger Sorge, Verkümmerung, Bitterkeit, Mißtrauen, Leidenschaft und Befehdung würden seyn, wenn sie nicht wären? Daß damit nicht alles Conventionelle gemeynt sey, versteht sich von selbst — ohne Conventionelles besteht kein Menschenverkehr, büßt jeder einen großen Theil seiner Annehmlichkeiten ein.

Der Mensch ist überall um so besser, um so größer, um so liebenswürdiger und glücklicher, je einfacher er ist. Vom Weibe gilt das vorzüglich. Sein Herrlichstes gedeiht nur in Einfalt der Seele. Es entfernt sich von der Weiblichkeit eben so weit, als es sich von der edeln Einfalt entfernt. Jede Verkünstelung muß um so mehr an ihm auffallen, um so zerreißender durch sein ganzes Wesen greifen, je mehr die Natur alles an ihm in diejenige Harmonie gesetzt hat, in der es sich allein trefflich entwickeln kann. Edle Einfalt

ist der Inbegriff seiner Tugenden und aller seiner Geistesvorzüge; sie sind nur in so fern echt, als edle Einfalt sie vereinigt und beseelt.

Das Schöne ist da am schönsten, wo es am wenigsten um sich selbst weiß, am wenigsten als Vorzug gelten will; ist aber nicht Unbefangenheit im Werthe, das Haben des Werthes, ohne seine Größe zu kennen, ohne zu ahnen, daß man darin andere übertrifft, daß man mehr ist, als man nun eben seyn muß, nicht Zeichen und Wesen edler Einfalt?

Der Charakter des Geschlechtes hat dem Weibe noch besondre Gränzen angewiesen, die es nicht überschreiten darf, wenn es sich nicht zugleich von der edeln Einfalt verirren will. Ganz Weib — und sich selbst getreu zu seyn: das ist die doppelte Forderung edler Einfalt an dasselbe. Es soll weder über sich hinaus streben, noch aus sich heraus treten, sondern sich so bilden und so leben, wie es vom Genius im Herzen gelehrt

wird — und mit der Wahrheit Anspruchslosigkeit verbinden.

So zeige es sich in seinem Wissen, Denken und Glauben.

Es trachte nicht nach Ueberschwänglichem — nach Einsichten, die in die Sphäre der Männer gehören; es beschränke sich auf das, was den Geist wahrhaft bildet, das Herz veredelt, und ihm in seinen Verhältnissen nützlich ist.

Sein Denken sey Lichtblick auf das Leben und seine Verhältnisse, kein intrigantes Spähen, kein Spalten abstracter Begriffe, kein tiefsinniges Grübeln, kein Aufflug zu den Höhen philosophischer Wahrheit, kein Hervorsuchen des Geheimen und Verdeckten. Wohl mag es sich mit den Angelegenheiten beschäftigen, die sich über das Sichtbare erheben; aber nicht, um sie zu ergründen, sondern um

sie gemüthvoll zu seiner Veredlung zu verarbeiten.

Es huldige keinen Vorurtheilen in Dingen, worüber es selbst entscheiden kann, selbst entscheiden muß; eigne Ueberzeugung sey sein Glaube, und hat es diese gewonnen, dann mag die abweichende herrschende Meynung ihm wohl Schüchternheit und Bescheidenheit einflößen, nie aber es bewegen, ihr die eigene Ueberzeugung aufzuopfern. Ueber das Nützliche und Gute sey nicht die Welt seine Lehrerinn, die ihre Künste mit Irrthümern überschwemmt haben; sondern das eigne Herz. Will es nach der Weltweise glücklich seyn, während ihm sein Herz sagt, es könne das nicht; wählt es die lärmende Freude, weil die Weltsitte ihm darin vorgeht, während sein Herz sagt, die stille sey süßer; stimmt es den Urtheilen der Mode bey, während sein Verstand anders urtheilt; will es durch Vorzüge, für welche die Welteöre sich erklärt hat,

sich auszeichnen, während sein Gefühl sie für nichtig erklärt: so belügt es sich selbst, es weicht von der Natur und damit von der Einfalt.

Den Glauben an das Höhere, Unsichtbare hat das Herz geheiligt, und alle Kräfte des Gemüthes zeugen für ihn. Ihm huldigt die edle Einfalt des Weibes, wenn sie auch nicht alle Dunkelheiten zerstreuen, nicht alle Zweifel lösen kann. Das Weib müßte von sich selbst lassen, um ihn aufzugeben. Bedenklichkeiten, die dagegen erhoben werden, mit Wohlgefallen Gehör leihen, oder gar selbst Zweifel dagegen erregen, ist weibliche Unnatur.

Die edle Einfalt weiß, als wüßte sie nicht; sie dünkt sich nichts auf ihr Wissen, am wenigsten trägt sie dasselbe prahlend zur Schau.

Die edle Einfalt des Weibes wird auch in seinen Gefühlen sichtbar, welche natürlich, wahr und anspruchslos sind, wie sein

ganzes Wesen. Sie kennt keine erzwungenen Gefühle. Gewiß gehören die Theaterscenen des Gefühles zu den elendesten Künsten, welche der verkehrte Sinn erfunden hat. Man schämt sich, nicht zu fühlen, wo das Fühlen Sitte ist, und wo andre zu fühlen scheinen; *man fürchtet*, entweder sein Herz in Verdacht zu bringen, oder seine Feinsinnigkeit zu compromittiren. So erborgt man entweder die Sprache des Gefühles, oder man erpreßt das *Gefühl mit Hülfe* einer regen *und gewandten* Einbildungskraft, man sucht so lange nach, was wohl hier das Rührende seyn möge, bis sich etwas findet, und führt das dann in allerley Gestalten so lange an sich vorüber, bis das Herz erweicht ist, und die Thränen fließen. Eine Heucheley, die man sich unbedenklich nachsieht, weil man sie für arglos hält, die aber nichts desto weniger Gemüthsvergiftung ist, und zu jeder andern Lüge fähig und geneigt macht. Wo sie

Platz hat, da ist die edle Einfalt schon entflohen.

Eben so verhält es sich mit dem verschrobenen Gefühle. Wie viele Weiber zerren an sich, um ihre Gefühle mit der Gefühlsmode in Uebereinstimmung zu bringen! Sie tadeln mit, was ihnen gefällt, wenn ihr Zirkel, oder der höhere, oder der Zeitgeschmack es tadelt, bis sie sich alle Freude daran weggetadelt haben, und nun selbst einzusehen glauben, es sey doch recht kindisch gewesen, sich an so etwas zu hängen. Sie rufen mit kaltem Herzen: wie schön, wie rührend, wie entzückend! und unvermerkt schieben sich den Gegenständen die dunkeln Bilder dessen unter, was sie sonst wohl gerührt und entzückt hat, wofür sie nun, sich selbst täuschend, jene nehmen. Nach und nach söhnt man sich mit dem Abgeschmackten aus, und die Carricatur des Herzens ist vollendet. Eine reiche Quelle mannichfaltiger, tief eindringender, sich über

das ganze Leben verbreitender Verbildungen unter dem weiblichen Geschlechte! Sollte dergleichen wohl der unverrenkten Natur begegnen können?

Auf dieselbe Weise entsteht das überspannte Gefühl. Das reine Gefühl der Natur kann zu stark seyn, und dadurch die Eintracht des Lebens gefährden; aber überspannt ist es nie, das wird es nur durch künstliches in die Höhe Treiben; durch Entflammung der Phantasie, oder durch Verweichlichung des Herzens und beständiges Leben in Gefühlseindrücken; wobey man entweder das Figuriren mit Gefühlen oder Geistesschwelgerey beabsichtigt, und immer von sich selbst abfällt. Wer mehr seyn will, als er seyn kann, sündigt eben so wohl an sich selbst, als wer andres seyn will. In den Gefühlen soll am meisten das Werk der Natur unentstellt erhalten werden, was indeß die Bildung, welche dieses Werk in seinem eigen-

thümlichen Geiste faßt, und weiter führt, keinesweges ausschließt.

Das Weib, das die edle Einfalt in und an sich trägt, hat seine Gefühle für sich, nicht für die Welt, sein Herz ist keinem echt menschlichen Gefühle verschlossen; aber es fühlt immer so, wie es nach seiner physischen und geistigen Organisation fühlen muß, ohne darüber anderwärts Stimmen einzuholen. Es weiß, daß man seinem Gefühle keine Gewalt anthun kann, ohne sich selbst in seinem Besten Gewalt anzuthun. Es bestrebt sich nicht, Gefühle zu haben, die ihm fremd sind, wie man es auch deßwegen verkennen möge. Es schämt sich nicht, zu gestehen, wo es mit dem Geschmacke oder der Gefühlsrührung andrer nicht sympathisiren kann, wenn darüber auch seine Bildung um allen Kredit kommen sollte. Es will nicht mehr fühlen, als es ihm eigen ist; darum zerrt es auf keine Weise an seinen Gefühlen, obwohl ihm die Berichtigung und

Verfeinerung seines Geschmackes, vornehmlich durch vollendete Muster, eine wichtige Angelegenheit ist.

Von dem natürlichen Schmerze wird es tief getroffen, und ihm trauert seine Seele; die natürliche Freude ist ihm willkommen, und innig gibt es ihr sich hin; beyde finden ihren wahren Ausdruck ungesucht. Es hält sich nicht für berufen, sie überall zu äußern; aber es vermag auch nicht, wo sie im Herzen sich hinauf drängen, sie zurück zu halten, sie zu unterdrücken, oder etwas anders vorzuspiegeln.

In das Leben seines Gemüthes sind alle seine Gefühle so verwebt, daß sie sich nicht davon abtrennen, und als etwas Besondres betrachten lassen; sie sind die Pulsschläge dieses Lebens. Deßwegen ist es ihm eben so fremd, dieselben zu zergliedern, als sich mit denselben etwas zu wissen. Ein Weib, das durch seine Gefühle etwas zu seyn wähnt, hat sich noch weiter von der edlen Einfalt verirrt,

als dasjenige, das sich auf sein Wissen etwas dünkt. Der edeln weiblichen Einfalt wird der Gedanke zwar zum Gefühle, aber das Gefühl nie zum Begriffe.

Die Erziehung kann das weibliche Gefühl verfälschen; daraus folgt nicht unvermeidlich der Verlust der edeln Einfalt. Ist nur sonst alles in Ordnung: dann wird der gesunde Verstand späterhin das wieder ausgleichen.

Die edle Einfalt des Weibes nimmt, nicht weniger als die Gefühle, die Bedürfnisse in Anspruch. Sie beherrscht diese, wenn sie sich auf das beschränken, was das Leben fordert — und, im weitern Sinne, was des Lebens echtes Glück erheischt. Nicht viel bedürfen, viel entbehren können, ohne daß das Herz dabey etwas Wesentliches einbüßt, sich mit wenigem begnügen, und dessen innig froh werden: das ist hier der Sinn edler Einfalt.

Freylich hat sie darin mit großen äußern Erschwerungen zu kämpfen. Der Luxus der steigenden Kultur gewöhnt schon frühe an so manches, der gesellige Verkehr bringt jeden Augenblick so manches entgegen, und nöthigt so manches auf, wovon die Natur nichts weiß, daß man fast nicht umhin kann, unzählige Dinge zu den Bedürfnissen zu rechnen, und als solche zu behandeln, die in der That nicht dazu gehören. Indeß verlangt auch die edle Einfalt nicht, daß die Kultur des Zeitalters ganz verläugnet werde; aber das verlangt sie, daß man das angebildete Bedürfniß von dem natürlichen unterscheide, daß man jenem nie die Rechte einräume, die allein diesem zustehen, und daß sich das Herz, wo es äußerlich jenem nachgeben muß, doch im Innersten das Gefühl der Freyheit erhalte.

Ueberdies gibt es der künstlichen Bedürfnisse viele, die man, aus langer Weile, aus Lüsternheit, aus Hang zum Mancherley, aus

irre geleitetem Streben nach allseitiger Lebens=erregung, aus Eitelkeit und Ueberſättung, selbſt macht; diese sind es, was die edle Ein=falt von sich fern hält. Sie kann an dem, was dahin einschlägt, Theil nehmen, und wird es oft — gehorchend bald der Nothwen=digkeit, bald der Humanität — aber nie dem mächtigen Triebe; sie wacht über sich selbſt, daß ihr das Herz nicht gefesselt werde. Sie ist, in ihren Gedanken und Gefühlen, wie in den vielfachen Befreundungen des Gemü=thes mit der engern Welt, die sie umgibt, reich genug, ihre natürlichen Bedürfnisse sind hinlänglich zur Beschäftigung ihrer Thätigkeit und zu ihrem Lebensglücke; sie braucht sich nicht mit Neuem und Unnatürlichem zu be=laden, woher ihr mehr Unruhe als Freude entspringen würde.

Was sie über das Erforderliche hat, weiß sie zu gut im Dienste der Pflicht und zum Besten andrer zu verwenden, als daß sie in

Versuchung gerathen könnte, sich zu verwöhnen oder zu verzärteln. Das Schlichte, Prunklose, Stille ist ihr immer lieber, als das Hervorgesuchte, mühsam Zusammengebrachte, Kostbare, Geräuschvolle — Genuß etwas andres, als die Anstalt dazu, die so oft ihren Zweck dürftig ersetzen muß.

Im Charakter hat die edle Einfalt des Weibes vornehmlich ihren Sitz und ihre Haltung; sie ist in allem Uebrigen um so schöner, je mehr sie sich des Charakters ermächtigt hat, von ihm aus sich dem Denken, Fühlen, Bedürfen und Handeln fortdauernd mittheilt, und darin neue Züge des Einfach-Vortrefflichen bildet. Hier offenbart sie sich in dem Maße, als die sittliche Güte Natur geworden ist; daher am meisten, wo die Unschuld unbefleckt und unentweiht erhalten wurde, obgleich auch spätere Bemü-

hungen, durch Wegtilgung und Verbesserung, nachhelfen können.

Einfalt des Charakters ist zunächst vollkommne Uebereinstimmung mit sich selbst und daraus hervorgehende Wahrheit; aber sie ist mehr als das, sie ist auch das Helle des Charakters, das Verfließen aller seiner Eigenschaften und Aeußerungen in wenige und einfache Grundbestimmungen des Herrlichen, Einheit des innern göttlichen Lebens, worin sich der Ursprung und der Zusammenhang jedes Einzelnen leicht nachweisen, und von welcher aus sich die Mannichfaltigkeit des Einzelnen leicht übersehen läßt. Nichts ganz Vereinzeltes findet sich hier; Ein Blick in die Tiefen des Gemüthes, und das Ganze liegt klar vor dem Beschauer. Nichts Verstecktes, nichts Räthselhaftes, nichts Verrenktes, nichts Angeflicktes, nichts sich feindlich Absonderndes, heftig Hervorspringendes, keine Winkelzüge trifft man hier an. Die Nei-

gungen haben sich versöhnt, die Selbstsucht ist der Liebe unterworfen. Was von außen in diesen Charakter eingehen soll, das muß ihm verwandt seyn, sein Bedürfniß ansprechen, und sich dann ganz in seine Natur umsetzen.

Offenheit und Vertrauen bleiben ihm eigen, wie auch Erfahrungen dieselben bedrängen, und welche Beschränkungen in ihrer Erweisung die Klugheit auflege. Mit der edeln Einfalt besteht daher nicht jene charakterlose Halbheit, die bald diesem bald jenem angehört, bald in unseligem Schwanken selbst nicht weiß, woran sie sich halten soll. Was sie ist, das ist sie ganz, ungetheilt und mit seliger Wärme, angefacht von dem Gefühle, daß sie darin sich selbst besitzt.

So duldet sie denn auch nicht jenes klägliche Doppelleben, das etwas andres für sich ist, etwas andres für das Aeußere. Der Charakter dringt durch alle Theile und Lebensäußerungen hervor, und mit ihm der Gedanke

und das Gefühl. Sich verbergen wird der edeln Einfalt schwer — sie muß da schon zur Kunst ihre Zuflucht nehmen, und thut es nur dann, wenn sie nicht anders kann —; sich verstellen ist ihr unmöglich.

Ihr Handeln ist immer gemüthvoll — darum wahr. Sie spricht und handelt, wie es ihr um das Herz ist, mit einem kalten und leeren Herzen spricht und handelt sie lieber gar nicht; daher das zarte, wohlthuende Leben und die kindliche Naivität in ihren Aeußerungen. Etwas geheim zu haben unter der Miene der Arglosigkeit, anders zu reden, als sie denkt, Gesinnungen vorzuspiegeln, die sie nicht hat, kommt ihr nicht in den Sinn; und könnte sich ihr das als Ausweg aus einer Verlegenheit darstellen, sie würde ihn verschmähen, den Widerspruch mit sich selbst für empfindliche Selbstverletzung achtend. Jedes Wort in ihrem Munde, jeder willkührliche Zug in ihrem Gesichte ist Abdruck des In-

nern; selbst in dem Unwillkührlichen spiegelt sich das Gemüth. Keine Bewegung ist bedeutungslos oder den Sinn der Seele verdekkend. Sie beobachtet, was die Sitte, als Form der Höflichkeit, eingeführt hat, weil die Sitte sich darin selbst wohl versteht; aber sie thut nichts hinzu, was Mißverstand erregen, und noch anders ausgelegt werden könnte, als nach den Regeln der Convenienz; sie heuchelt keine Aufmerksamkeit, und kein Wohlwollen.

Edle Einfalt gibt sich endlich noch in dem zu erkennen, was in dem Leben das Aeußerste ist, in dem Anzuge, in der Sprache und im Benehmen. In allem vermeidet sie das Nachgeahmte, das Ueberladene, das Gesuchte und Manirirte. Sich anschmiegend dem Ueblichen, so weit es ohne Beleidigung des guten Geschmackes geschehen kann, ordnet sie alles mit sicherm Gefühle des Schicklichen,

zu einfacher, anspruchsloser, herzerfreuender Schönheit.

Glückliches Weib, in dem diese edle Einfalt lebt! Du darfst die Welt nicht um ihren Glanz, die Kunst nicht um ihr Gepränge, die Ueberverfeinerung nicht um ihre Glätte beneiden, welches alles meist nichts, als Elend ist. Mehr, als das alles, Schöneres, als das alles, findest Du in Dir selbst, und um Dich her. Deinem gesunden Sinne, Deinem richtigen Gefühle, Deinem genügsamen und wohlgeordneten Herzen öffnen sich überall Schätze, die andern unbekannt sind, für die andre keine Empfänglichkeit haben. Dir ist das Leben voll Blüthenschmuck und Früchte, denn Du hast Augen, jene zu sehen, Du hast Empfindung, diese zu genießen. Dir lacht die Freude allenthalben entgegen, weil Du nicht mehr von ihr verlangst, als daß sie Freude sey. Dir wird der Schmerz erträglich, weil

Du ihn selbst nicht vergrößerst, weil Du ihn immer in seinem rechten Lichte, durch welches die Schimmer des Tresses sanft gemacht sind, betrachtest. Tausend Schmerzen, unter denen andre wimmern, sind für Dich keine, weil Du ihre Bedürfnisse nicht hast. Tausend Unfälle können Dich gar nicht treffen, weil sie an Dir keine Berührungspunkte finden! Du bedarfst wenig, und das Wenige wird Dir leicht. Du lebst mit Dir selbst in Frieden, und hast ein fröhliches Herz; der Zukunft überlässest Du ihre Sorgen, und aus der Vergangenheit steigen keine Gespenster herauf. Das Wahre, Schöne und Gute leben in Dir, darum bist Du selig, und wer Dich sieht, der freut sich.

Wie aber zu dieser edeln Einfalt gelangen? Schlimm genug, wenn man erst zu etwas gelangen muß, was man nie verloren haben sollte — was, als reiner Sinn der Natur,

da am wahrsten besteht, wo es auch Werk der Natur ist!

Daher vergesse man nie, daß alles Künstelnde der Sache widerspricht. Man hüthe sich, sie als etwas zu betrachten, wozu man erst ganz gebildet, oder was, als etwas Neues, zu Erstrebendes, in das Leben hineingebracht werden müsse. Alles, was die edle Einfalt in sich schließt, ist schon einmal da gewesen — vieles ist noch da, von allem sind noch Spuren übrig; aber vieles ist aus seiner Richtung getrieben, andres ist verdunkelt, Ueberflüssiges, Falsches, Verkehrtes ist hinzu gekommen.

Der rechte Sinn soll wiederhergestellt werden; und da ist das Erste, daß er mit seinen Forderungen klar im Gemüthe aufgehe, daß das Bild der edeln Einfalt diesem gegenwärtig sey. Dann kommt es hauptsächlich darauf an, wegzuschaffen, was sich mit diesem Bilde nicht verträgt, zu vertilgen

das

das Entstellende und die Auswüchse, auszugleichen das Widersprechende, zur Natur zurück zu lenken, was sich von ihr abgetrennt hat und entartet ist.

Freylich kann man das eben nicht ein leichtes und bequemes Geschäft nennen. Ist es aber damit einiger Maßen gelungen: so arbeitet sich die Natur von selbst wieder in ihr Ursprüngliches hinein, das halb Erloschene tritt wieder ins Leben, die verdunkelten Züge heben sich frisch und kräftig hervor, und was noch Verkehrtes, damit nicht zu Vereinigendes vorhanden ist, wird nach und nach vollends ausgestoßen. Das Sittliche im Gemüthe einigt alles zu einem harmonischen Ganzen.

Die vollendete Einfalt aber ist das Höchste der Bildung; sie erscheint erst dann, wenn diese jede Hülle der Kunst von sich abgestreift hat, und ihr gediegener Gehalt in der reinen Form der Natur da steht.

Dann ist die Einfalt Band und Seele alles Vortrefflichen, die lezte Weihe menschlicher Herrlichkeit.

3.

Der helle Blick.

Der helle Blick entzückt uns, wie am Körper, so auch am Geistesauge des Weibes. Eigentlich ist beydes eins; aus dem trüben Auge des Körpers blickt uns die verfinsterte, aus dem *matten* die *kalte*, aus dem unstät umher irrenden die unruhige, verschüchterte, aus dem hellen die erleuchtete Seele an. Das Auge des Leibes kann nicht helle seyn, ohne daß das Licht der Seele aus ihm strahle; der helle Blick ist in jeder Hinsicht Seelenverklärung.

Zum hellen Blicke gehört Selbstsehen. Diejenigen haben ihn nicht, welche gewohnt sind, andre für sich sehen zu lassen. Auf das, was im Leben das Gemüth interessirt, und

gemüthlicher Behandlung fähig ist, ist er gerichtet. Darum ist es nicht genug, daß in täglichen Angelegenheiten sich Besonnenheit und eignes Urtheil zeige; auch in denjenigen Dingen müssen sie sich zeigen, welche die Klugheit nicht schlichtet, die von den Klügsten oft am wenigsten begriffen, und höchstens so genommen werden, wie andre darüber entschieden haben, oder wie man in der Jugend dazu ist angeführt worden. Tausend Frauen sind darin unterrichtet, gewandt, hoch-kultivirt, sie verbinden selbst Geist damit, ohne daß man hellen Blick an ihnen rühmen kann. Der helle Blick faßt jedes, liege es nun im Gebiethe des Aeußern oder in der Welt des Innern, fest in das Auge, und bildet sich davon seine Anschauung, unbekümmert darum, daß sie von den Anschauungen andrer abweicht, und unbesorgt, sie mit diesen in Uebereinstimmung zu bringen, wenn er das Bewußtseyn hat, sie sey die ihm eigenthümlich wahre.

Ihn stellt es auch nicht zufrieden, daß der Schein alle seine Begünstigungen für das von andern Empfangene aufbiethet, daß es der Ahnung, der Stimmung oder der Gesinnung auf mancherley Weise zusagt; er will sein eignes Zeugniß, damit das Herz des Glaubens leben könne.

Zum hellen Blicke gehört richtiges Sehen, daß sich keine Nebel täuschend zwischen das Auge und die Gegenstände legen. Es ist bekannt, wie bald das Vorurtheil sich um diese schlingt, daß sie sich nicht anders, denn in seiner Form und Farbe darstellen, bald Geistesbefangenheit, Laune und Leidenschaft jenes bewölken, daß das äußere Licht, spielend mit seinen Schatten, aus den Eindrücken nur Gestalten des Truges bildet. Der helle Blick sieht mit reinem Auge — nichts als die Sache, diese, wie sie ist; leicht zerstreut er die falsche Beleuchtung; leicht sondert er ab den entstellenden Zusatz; in ihn selbst geht

nichts ein, als was der Gegenstand ihm mittheilt; er bringt nichts mit, als die allseitige Empfänglichkeit. Was er der Seele zuführt, das verarbeitet sie in ihr Wesen, ohne daß eine Spur davon, die sich mit den folgenden Auffassungen vermischen könnte, in ihr zurück bliebe. Sein Sehen nach Außen ist Hingebung an die Welt — und deren Frucht ihr Abbild in der Seele. Sein inneres Sehen ist inneres Leben, das sich selbst klar wird.

Zum hellen Blicke gehört deutliches Sehen — des Weibes entschiedenes Talent. Ihm legen sich die Gegenstände in ihren Umrissen und Verhältnissen dar; er sieht jedes an der rechten Stelle und in dem rechten Zusammenhange; glücklich ordnet sich ihm alles zur leichten Uebersicht und zur Einsicht, was jedes sey, was es bedeute, was daraus folge, was damit streite, und wie es angewendet werden müsse. Das Einzelne entwickelt sich

in seiner Besonderheit, und reiht sich dann mit dem Uebrigen an einander zu einem Ganzen, das, voll Licht und Einstimmung, seine Strahlen auf alles fallen läßt, und alles in seine Harmonie hineinzieht. Nichts Einzelnes vermag ihn so zu fesseln, daß das Uebrige in Schatten träte oder das rechte Verhältniß des Ganzen gestört würde.

Der helle Blick ist Umblick und zugleich Scharfblick — selten aber Tiefblick. — Er umfaßt viel, aber mehr in der Gedankenreihe, als in Einem Gedanken; mehr im individuellen Leben, als im abstracten Begriffe; mit dem Begriffe steht immer die Anschauung vor ihm, er hat jenen nur in dieser. Die schwankende Gestalt ist nichts für ihn; er kennt kein Sehen, als das genaue; für ihn gibt es kein Träumen und Schweben, keinen mystischen Nimbus. Zu dem, was er gewonnen hat, findet sich ungesucht das passende Wort; daher eignet es sich jedes Mal zur treuen,

keinem Mißverstande ausgesetzten Mittheilung.

Die Unterschiede und Beziehungen erreicht er, ohne sie zu verfolgen, bis in die feinsten Nüancen; aber selten dringt er hinter die Oberfläche, aus dem innersten Wesen etwas hervor zu holen ist am wenigsten seine Sache. Er ist mehr Anblick, als Einblick; aber im bloßen Anblicke trägt er reichere Beute davon, als dem weilendsten Einblicke gelingt. Versteht er sich nicht auf das Zergliedern: so stellt sich ihm alles gleich in der nöthigen Sonderung dar.

Er ist endlich auch Schnellblick; flüchtig gleitet er an den Gegenständen hin, und trägt ihre Gestalt mit sich fort, die das trägere Auge, ohngeachtet seines langen Hinsehens, bei ihnen zurück lassen muß. Er ahnet aus dem Vorhandnen das Nächstkommende, aus dem Offnen das Verdeckte, aus dem Verhältnisse die Sache, und seine Combina-

tionsgabe bringt jedes dahin, wohin es gehört. Darum kann er vieles unbeachtet lassen, über vieles wegspringen, ohne daß ihm etwas verloren geht. Zur Hälfte erzeugt sich seine Welt aus ihm selbst, und doch trifft sie mit der wirklichen außer ihm zusammen. Selten verrechnet er sich, und doch rechnet er nicht nach Regeln. Wie es kommen werde, und was in irgend einem Falle geschehen müsse, ist ihm klar; nur die Gründe weiß er nicht anzugeben. Durch Erfahrung gebildet, eilt er der Erfahrung vor; durch Uebung geschärft, überflügelt er den brütenden Forschergeist mit dem Tacte des Genies. Das kunstvollste Gewebe in seine Fäden und Verflechtungen aufzulösen, und seinen Sinn zu enträthseln, kostet ihm wenig Mühe, weil dies das Geschäft des Scharfblickes — dagegen fällt ihm schwer, einer Verkettung von Schlüssen nachzugehen, weil dies das Geschäft des Tiefblickes ist.

Heller Blick setzt voraus Licht und Leben in der Seele, Freyheit und Innigkeit im Gemüthe.

Das Licht der Seele muß den Blick erleuchten, damit er für das äußere Licht Empfänglichkeit gewinne; das Licht der Seele muß in den Stand setzen, jedes auf die rechte Weise anzusehen, und in die rechte Ordnung zu setzen. Wenn nicht in der Seele der Tag scheint, dann ist allenthalben Nacht. Gesammelte Begriffe, richtige Ansichten, Fertigkeit im Verknüpfen und Anwenden, und eine besonnene, ruhige Stimmung zünden das Licht der Seele an. Wo sie vorhanden sind, ist das Auge aufgeschlossen, und gestaltet sich in ihm jeder Eindruck zum wahren und bestimmten Bilde. Vorurtheile, falsche Meynungen, Verwirrung und Unbestimmtheit in den Begriffen, schiefe Richtungen des Verstandes, Verstimmungen des Herzens sind Seelenverdüsterungen, die das Auge bald ver-

blenden, bald trüben, bald ihm nur halbe, verschobene, aus einander gezerrte, von der Stelle gerückte Bilder gewähren. Dem lichtvollen Geiste wird alles Licht, was mit ihm in Verbindung tritt; in alle Räume bringt das Licht, das von ihm ausstrahlt; und selbst was schon im eignen Lichte glänzt, empfängt von ihm die herrlichste Beleuchtung. Der Seele des Weibes ist das Licht vorzüglich befreundet, und leicht verklärt sie sich in den heitern Lichtschimmer; möge man dem Lichtbedürfniß nur Nahrung geben, und das Dunkle von ihm fern halten! möge es aber auch selbst seinen Tag nicht auslöschen!

Das Leben in der Seele muß dem Blicke das Leben geben; denn der helle Blick ist immer auch ein lebenvoller. Fehlt es der Seele an regen Interessen, oder arbeiten in ihr keine Kräfte: dann gleitet der Blick kalt an den Gegenständen ab, oder er haftet nur an dem Auffallendsten. Der helle Blick

möchte die Welt in sich hineinsehen, daß sie sich an alle Empfindungen des Gemüthes anlege, sich mit allen schönen Trieben vereinige, und so in ihm eine neue Gestalt gewinne, und eignes Leben werde. Wie ist das aber möglich, wenn nicht schon Leben in den Empfindungen und Trieben vorhanden ist? Möge dem Auge noch so viel Licht von innen zuströmen: es bleibt doch matt, wenn das Licht nicht auch Lebenswärme hat; und das vornehmlich entzückt uns am hellen Blicke, daß aus seiner Klarheit so viel frische Lebensäußerung hervorbricht.

Aber das Leben der Seele sey ein einiges und mit sich selbst im Gleichgewichte; es darf ihre Ruhe nicht stören, das Interesse nicht theilen, keine Spannung noch Spaltung erzeugen. Nur Freyheit des Gemüthes bewahrt den hellen Blick. Die zahllosen Gemüthsfesselungen und Entzweyungen, von denen auch das weibliche Leben nicht unange-

tastet bleibt, tragen die meiste Schuld, daß der Blick so oft trübe ist. Ohne Sorge und Beengtheit, in heitrer Zuversicht um sich schauen, jedes nehmen, wie es sich darbiethet, und es zum Gefälligen verarbeiten: das ist das Wollen des hellen Blickes. Das Kindlich-Unbefangene macht, daß sich nichts ihm entzieht, daß alles sich ihm wahr und echt mittheilt, daß er im flüchtigen Hinschweben die köstlichsten Güter gewinnt. Freyheit ist des Lebens Element, ohne sie kein Treiben der Kraft — noch weniger Blüthe und Frucht.

Damit sey indeß das gemüthliche Verweilen bey manchem, was das Herz stärker anzieht, selbst das Tiefere der Empfindung, wo diese auf ungewöhnliche Weise und im Eigenthümlichsten des Gemüthes erregt wird, nicht ausgeschlossen. So werde denn der helle Blick auch leuchtender Blick der Freude, trunkener Blick des Entzückens, stiller Blick des ge-

heimen Weh's und jener himmlische Aufblick, der aus den Thränen des Kummers die Verherrlichung der Seele schimmern läßt.

Der innige Blick des Gefühles ist zwar von dem hellen Blicke verschieden, doch kann er sich diesem zuweilen zugesellen, und er wird es oft bey echt weiblichen Frauen. Auch er hat seine Helle, nur eine sanftere, mehr von der Stimmung gefärbte; sieht er selbst weniger klar, so sieht man desto klarer in ihn hinein.

Mit dem hellen Blicke sind unverträglich: der matte Blick der Gleichgültigkeit, der lauernde Blick der Arglist, der Feuerblick der Lust oder der Genialität, der finstre Blick der Grübeley und der Sorge.

Der matte Blick der Gleichgültigkeit zeugt von Stumpfsinn und innerer Leere.

Selten wird in der kalten und trägen Seele ein Interesse erregt, und nie blitzt dieses aus dem Auge; ihr Sehen hat nur das Gemeinste zum Gegenstande, und auch davon sprüht kein Lichtfunke in sie hinein. Etwas ganz andres ist der *sanfte Blick der Gemüthsstille*, in dem, zwar leise, aber unverkennbar, der Geist sich bewegt, und, wie aus der Tiefe herauf schaut.

Die Intrigue entehrt und entstellt das Weib, wie alles Heimliche, Umwundene, auf Nebenwegen Schleichende. Das Helle der Seele ist auch das Gerade, Unverschobene, Offne. In dem ränkevollen Gemüthe ist nichts an seiner Stelle; wie sollte es denn das Aeußere im schönen Wohlverhältnisse finden? Manches sieht es wohl deutlich genug; aber die eigne Befangenheit und Verzerrung verderben das Licht; das deutlich Gesehene verliert sich in den finstern Schlangengängen der Seele, und diese zeichnen wieder dem Auge seine Richtung vor.

Die freye heitere Ansicht ist ihm fremd, desto geläufiger das Spähen und Lauern. Kein Weilen mit Wohlgefallen, kein ruhiges Sinnen, desto mehr eindringendes Fixiren und unstätes Umherirren, das immer etwas zu suchen scheint, und, ungeachtet der sorgfältigen Selbstbewachung, dem Beobachter nicht entgeht. Einfalt ist im hellen Blicke, dadurch weckt er Lust und Vertrauen. [illegible] im Auge des Weibes scheucht zurück, un[illegible] jede Befreundung unmöglich. [illegible]

Feuergluth ist nicht imme[illegible] L[illegible]glanz; beym Weibe am wenigsten. Die [illegible]atur hat gewollt, daß das Licht in ihm leu[illegible]hte, und unter seinen milden Einflüssen die köstlichen Früchte des Geistes und des Herzens reifen, nicht daß es prasselnd in ihm aufflamme, und verzehrend um sich greife; daher gab sie ihm den hellen — nicht den feurigen Blick. Abscheulich wird das Weib, wenn der Gegenstand einer sinnlichen Be-

gierde

gierde diesen entzündet, oder wenn wildes Gelüsten des Herzens in ihm brennt. Der feurige Blick der Genialität ist bey dem Weibe selten, und wehe ihm, wenn nicht Charaktermilde ihn besänftigt! der Feuerblick der Kraft, des Thatendurstes, des Enthusiasmus, der Ehre und der Entrüstung gehört dem Manne. Die Begeisterung, das Hochgefühl werde im Auge des Weibes himmlischer Strahl — nicht irdische Flamme. Aber dann mag die Flamme in das Auge treten, wenn sie von dem Unwillen über beleidigte Würde kommt.

Grübeln und mit Angst sorgen liegt außer der Thätigkeitssphäre des weiblichen Gemüthes; beyde vermögen nur den Geist zu verdüstern — nicht ihn zu erhellen; sie ziehen Wolken um des Weibes Blick, der kein heller seyn kann, wenn er nicht ein heitrer ist. Der finstre Blick der Grübeley und Sorge stört unruhig unter den Gegenstän-

den, ohne daß ihm etwas klarer werde, während der helle Blick in freundlicher Betrachtung um sie schwebt.

Wohl ziemt dem Weibe zuweilen der würdevolle Blick des Ernstes; nur sey er nicht sein gewöhnlicher, in ihn verwandle sich der helle, wenn Bedeutendes zu erwägen ist, wenn ein großer Gedanke die Seele ergriffen hat, wenn die Andacht sie besucht, wenn das Schicksal gewaltig vor sie hin tritt, oder an ihr vorüber geht.

Das Auge ist des Leibes Licht, sagt der Ehrwürdigste unter den Weisen; ist das Auge gesund, dann wird dein ganzer Körper Licht seyn; hat aber dein Auge einen Fehler, so ist dein ganzer Körper im Dunkeln. Ein wahres, treffendes Wort. Die Seele ist schon nicht mehr gesund, wenn ihr Auge krank ist, mit ihrem Krankheitsstoffe hat sie dieses angesteckt;

aber furchtbar vermehrt sich nun auch das Uebel durch das leztere. Unreines und Verderbtes häuft es nun in der Seele an; alles, was es ihr zuführt, empfängt von ihm Verunstaltungen, die zerrüttend und zerstörend in ihr wirken. Was aber das helle Auge in die helle Seele bringt, das erweitert und bereichert sie, das erfüllt sie mit reinem Lichte und nährt ihr Edelstes, und davon strömt beglückender Segen auf das Leben, das sich immer mehr zur freundlichen und erfreulichen Wohlgestalt ordnet.

4.

Empfindsamkeit und Empfindeley.

Die Empfindsamkeit ist, seit einiger Zeit, theils durch ihre Aftergestalt, die Empfindeley, theils durch den Wechsel, welchem, mit den herrschenden Begriffen und Neigungen zugleich, die Stimmungen der Menschen unterworfen sind, in einen etwas übeln Ruf gerathen. Man spöttelt über sie, und schämt sich ihrer, oft ohne recht zu wissen, was man verspottet, und wessen man sich schämt. Denn wahrlich die echte Empfindsamkeit verdient weder Spott noch schämende Verheimlichung, so wenig als es in ihrer Natur liegt, sich laut und öffentlich zu machen, und um ehrende Auszeichnung zu buhlen.

Echte Empfindsamkeit ist reiner Men-

schensinn; wem sie fehlt, dem fehlt noch etwas Bedeutendes, um ganz Mensch zu seyn, besonders aber, um es im edelsten Sinne zu seyn. Nehmt sie hinweg, und ihr habt, außer einer brutalen Sinnlichkeit, allein noch kalten Verstand und starren, zuweilen eisernen Willen, die nur in seltenen Naturen etwas Großes ausrichten, in gewöhnlichen, nichts als Kleinliches, Gemeines und Verkehrtes — keine schöne Humanität, kein vollkräftiges, vollstimmiges Menschenwesen, nichts von den Bewegungen, durch die der Geist die Höhen erfliegt und die Wonne genießt, in welchen die Menschheit ihrer herrlichsten Beziehungen inne wird.

Die Thräne echter Empfindsamkeit steht auch dem Manne wohl; durch sie gewinnen seine Kraft, sein Ernst und seine That doppelten Werth; durch sie neigt sich seine Größe herab, um Vertrauen zu wecken, um sich mit dem Leben zu versöhnen, und sich

dann als Adel wieder aufzurichten. Dem Weibe aber kann der Mangel derselben auf keine Weise nachgesehen werden. In seiner Empfindsamkeit gründet sein Schönstes und Bestes, sie ist der Quell seines sittlichen Lebens.

Das Weib ohne Empfindsamkeit ist vielleicht unbescholten in seinem Wandel, aber gewiß nicht hochgesinnt in seinem Herzen. Zu diesem Herzen läßt sich keine Zuversicht fassen. Die edeln Regungen, von welchen schöne Thaten beseelt sind, und aus welchen die reiche Bildung des Gemüthes hervorgeht, sind in dem kalten Herzen erstarrt. Tiefe des weiblichen Gemüthes ist nur in der Empfindsamkeit möglich. In allen den Fällen, wo bey den Frauen das Herz den Verstand vertreten muß, wird die Empfindsamkeit in Anspruch genommen. Ihr gehören die Antriebe, die den schwachen Willen kräftigen zum trefflichen Handeln. Durch sie wird das Geistige

Geistesleben und Gemüthsfülle, und gewinnen alle Talente Reife. Bey Frauen, denen es an ihr ganz gebricht, sucht man vergebens Anmuth, Innigkeit, Wärme, seelenvolle Gestaltung; weder der Freundschaft noch der Liebe, weder der ächten Tugend noch der Religiosität sind sie fähig. Nichts von diesen besteht ohne Gefühlsnahrung. Die Thätigkeit des Weibes vorzüglich lebt in Gefühlen, wird von Gefühlen angezogen, ergießt sich in Gefühle, wenn sie am kräftigsten angeregt ist, und geht durch Gefühle in Gesinnungen und Handlungen über.

Die Natur hat des Weibes Herz zur Empfindsamkeit gebildet; wenn ihre Entwicklung ungehindert und unverleitet fortschreitet, dann kommt sie bald unter dem Mächtigsten zum Vorscheine, und der Natur muß große Gewalt angethan werden, Verderbnisse müssen in sie dringen, um jene zu ersticken.

Ihr Werth ist entschieden, ihr Wesen und ihre Entartung müssen wir näher kennen lernen.

Echte Empfindsamkeit ist die Fähigkeit, geistig gerührt zu werden, was theils unmittelbar, durch die Eindrücke, welche Vorstellungen und Geistesgedanken auf die höhere Gemüthsempfänglichkeit machen, theils mittelbar, durch die Bilder, welche sich in der Phantasie dazu gesellen, bewirkt wird. Jene sind das Wesen der echten Empfindsamkeit, diese geben ihr die mancherley Gestaltungen und Farben.

Mangel an Empfindsamkeit ist nicht immer gänzliche Gefühllosigkeit, die sinnlichen Gefühle sind gewöhnlich desto stärker, wenn jene fehlt; aber er ist Gefühllosigkeit gegen das, was nur der Geist versteht und verarbeitet, und was nur an die zartern Saiten des Herzens schlägt. Wenn das sinnliche Weib allein Vergnügen, Schmerz und Ver-

langen kennt: so kennt das empfindsame Heiterkeit, Entzücken, Wonne, Trauer, Wehmuth, tiefen Kummer, Seelengram und Sehnsucht. Wenn das sinnliche Weib fast allein in der Gegenwart lebt: so öffnen sich dem empfindsamen Vergangenheit und Zukunft, beyde reich an Gefühlen, für welche die Sprache kein Wort hat. Wenn das sinnliche Weib allein von dem getroffen wird, was die Sinne reitzt: so wird das empfindsame tausendfach bewegt von dem, was der Verstand denkt, was der Ahnung vorschwebt, wozu der Glaube hinaufsieht, was sich, vom Herzen angebethet, nicht emporringen kann zum deutlichen Begriffe.

Das Schauen, das Sinnen, die gedankenvolle Betrachtung, wie das Bilden der Phantasie, geben der empfindsamen Seele Nahrung, und locken ihre Gefühle hervor, und diese Gefühle individualisiren sich nicht nur ins Unendliche, nach der Verschiedenheit

des Reitzes und des jedesmaligen geistigen Zustandes, sie verschmelzen sich auch unter einander zu neuen Gefühlsstimmungen. Die Freude und die Trauer finden in jeder Gestalt bey ihr Eingang, und leben in immer andern Gestalten in ihr auf.

Was sich nur auf irgend eine Weise mit dem Herzen in Verbindung zu setzen vermag, das verfehlt seines Eindruckes auf empfindsame Seelen nicht; das Zarteste und Geistigste darin wird am meisten von ihnen empfunden.

Die Natur bemächtigt sich ihrer nicht allein durch die Mannichfaltigkeit ihrer Bildungen, durch ihre Schönheit und Größe, durch ihren Glanz und ihre Milde, sondern auch durch die Bedeutsamkeit ihrer Producte und Erscheinungen, durch das Göttliche, was sie aus ihren Hüllen hervorschimmern läßt und in Symbolen darstellt, durch die Vorstellungen, die sie weckt, durch die Stimmungen, die sie einflößt.

Die Kunst entzückt sie nicht allein durch die Vollendung ihrer Gestalten, sondern auch durch die Ideen und Gefühle, die sie in sich schließt und durch das, was sich im harmonischen Spiele der Gemüthskräfte an diese reiht.

Das Menschenleben, in seinen zahlreichen erschütternden und sanft rührenden Ereignissen, in seinen zahlreichen bleibenden Verhältnissen und zufälligen Verknüpfungen, in seinen Spannungen und Auflösungen, in seinen Trennungen und Einigungen, in seinen Versagungen und Gewährungen, in seinen Leiden und Genüssen, in seinen trüben und frohen Wechseln, ist vorzüglich geeignet, das Gemüth innig zu beschäftigen; hier greift die Phantasie am vielseitigsten in die Wirklichkeit ein; hier treffen eigne und fremde Begegnisse zusammen; hier öffnet sich die weite Sphäre des Mitgefühles, in welcher die Empfindsamkeit ihre ganze Weichheit und Erregbarkeit zeigt.

Wenn die flache Geselligkeit wenig Berührungspunkte für sie hat, so hat der ernste Blick auf Menschen und ihre Schicksale, so haben Freundschaft und Liebe desto mehrere. Sich in die Freundesseele hinein zu versetzen, jeden Gedanken und jedes Gefühl des Freundes zu theilen, Freundeswerth ganz anzuerkennen, in den Thaten und Genüssen der Freundschaft selig zu seyn, das Beste, was sie geben kann, von ihr zu empfangen: das ist das Vermögen echter Empfindsamkeit. Von ihr empfängt die Liebe das reiche Leben, die süße Wonne und die höchste Veredlung; durch sie wird diese festes Anschließen, zarter Sinn für jedes Treffliche am Geliebten, Vermischung des Irdischen und des Himmlischen, der Befriedigung und der Sehnsucht; durch sie geschieht es, daß jeder Tag der Liebe Neues bildet, durch Neues erfreut, Neues hoffen läßt.

Religiöse Gefühle sind vorzüglich der

empfindsamen Seele befremdet; nicht allein, daß alles, was im Gebiethe des Glaubens liegt, sie hervor ruft; sie gesellen sich auch zu allem, was, als Erfahrung, Gedanke oder Gefühl, die Seele bewegt, und ziehen es in ihr Licht und in ihre Wärme hinein. Jede Lust und jeder Schmerz verlieren sich gerne in fromme Rührung. Erscheine das Heilige im Worte oder in der That, in der ihm geweihten Feyer oder im Leben; an empfindsame Gemüther wird es sich nie vergebens wenden.

Die echte Empfindsamkeit sucht nie ein Gefühl in sich zu erregen; sie bedarf dessen nicht, sie braucht sich nur hinzugeben, um zu fühlen. Und wenn auch ihr Stunden der Kälte nicht ganz ungewöhnlich sind, so weiß sie, daß das Herz keine Gewalt leidet, daß man nicht immer fühlen soll, daß der Kopf auch seine Rechte hat, daß das Gefühlte überdacht und in das Leben hinübergeleitet,

daß das Gleichgewicht der Gemüthskräfte erhalten seyn will.

Die echte Empfindsamkeit überläßt sich nicht ungerne ihren Rührungen, ihre Gefühle gewähren ihr stärkenden Genuß, und warum sollten sie das nicht so gut, wie die Eindrücke des Sinnes? warum nicht mehr noch, da sie sich auf das Edelste beziehen, während jene, wenn nicht von Schlechtem, doch von Gemeinem kommen? Aber sie hüthet sich vor weichlicher Gefühlsschwelgerey, wobey sie unvermeidlich entarten würde. Dieser Genuß gilt ihr, wie jeder andre, als Belebung der Kraft, und überdies noch, als festere Aneignung des Guten und Schönen. Sie läßt es nicht bey Thränen bewenden; sie thut auch, was sie als würdig erkannt hat, und wozu das Herz sie treibt; sie strebt dem nach, vor dessen Bilde sie weinte; sie ringt nach Vereinigung mit dem, was ihr Bewundrung und Liebe einflößte.

Der Mangel an Empfindsamkeit ist bey den Frauen immer ein Zeichen von Gemüthslähmung oder von Gemüthszerrüttung, und die Ursachen desselben sind, die phlegmatische Kälte des Temperamentes abgerechnet, von der Art, daß sie noch größeres Unheil nach sich ziehen müssen; herrschende Sinnlichkeit, Kälte des Eigennutzes und des Stolzes und Eitelkeit verdienen darunter vorzüglich bemerkt zu werden.

Bey den meisten rührt der Mangel an Empfindsamkeit von der herrschenden Sinnlichkeit her. Die Eindrücke der Sinne sind bey ihnen zu stark, als daß Geistesgefühl neben ihnen aufkommen könnte; jene beschäftigen sie zu viel und zu lebhaft, als daß sie nicht dieses, das nur oft angeregt und belebt sich behauptet, verdrängen sollten; jene fesseln sie zu sehr an das Sinnliche, das sich von selbst darbiethet, als daß dieses, wozu sich die Seele erheben muß, ihnen nicht fremd werden

sollte. Gewohnt, sich immer unter sinnlichen Zerstreuungen, Arbeiten und Ergötzlichkeiten zu bewegen, vergeht ihnen die Fähigkeit, das Geistige zu verstehen und sich anzueignen, geschweige die, dafür etwas zu fühlen. Alles verkörpert sich; nicht bloß die feinern Organe des Herzens verlieren ihre Reitzbarkeit, auch die Phantasie schmiegt sich der Sinnenlust an, und vermag dem Herzen nichts mehr zu biethen, als was aus dieser stammt. Empfindeley schelten sie das echt menschliche Fühlen, wenn sie es noch so vieler Aufmerksamkeit würdigen, um dafür einen Nahmen zu suchen; und nur, wo es der Ton so will, wird eine gewisse Affectation zarterer Gefühle unterhalten, die aber die Herzenserstarrung schneller und sicherer herbey führt. Viele glauben erst dann die rechte Kultur zu besitzen, wenn sie die Empfänglichkeit für zartere Gefühle entweder zerstört, oder in ihre Gewalt

gebracht

gebracht haben, welches Letztere bey Frauen dem Erstern ohngefähr gleich ist.

Die weichsten weiblichen Seelen sind gegen die Verhärtung, welche in der Sinnlichkeit ihren Grund hat, nicht geschützt. Es bedarf dazu eben keiner gröbern Begierde, keines leidenschaftlichen Hanges nach einzelnen Sinnengenüssen; der immerwährende Verkehr mit dem, was nur die Sinne afficirt, der häufige Umgang mit Frauen, die allein dem Sinne leben ist schon hinlänglich, und trauernd nimmt man das allmähliche Verkommen unter den sinnlichen Umgebungen an tausend Frauen wahr, die eines Bessern werth waren, wozu die Weichlichkeit und Ueppigkeit des Zeitalters nicht unterlassen, das Ihrige beyzutragen. Oefteres Beschäftigen mit dem Geistigen, öfteres Hingeben an die Bewegungen, die es im Herzen hervorbringt, müssen diesem seine Empfindsamkeit bewahren, und es wird

damit gelingen, wenn nicht die Erziehung zu große Verwüstungen angerichtet hat.

Seltner erstickt die Kälte des Eigennutzes in weiblichen Seelen die Empfindsamkeit, weil er selbst hier seltner Platz gewinnt; aber wenn es geschieht, so wirkt er auch desto verheerender. Ein alles auf sich beziehendes, alles kalt berechnendes Weib, kann kein fühlendes Weib seyn; die Klugheit tritt bey ihm an die Stelle des Herzens, und die Rührungen, für die es Anfangs noch Empfänglichkeit hatte, werden entweder um des Vortheiles willen unterdrückt, oder in Kunstgriffe desselben verwandelt. Es muß so oft Schritte thun, die das Herz verletzen, daß die endliche Abtödtung desselben unvermeidlich ist. Es muß so oft den Wallungen des Herzens Widerstand leisten, daß zuletzt alles Widerstehen überflüssig wird. Wahre Ungeheuer sind die Weiber, in denen der Eigennutz die Lebenselemente der Weiblichkeit vertilgt hat.

Auch in der Kälte des Stolzes dauert das weibliche Gefühl nicht aus. Stolze Weiber sind immer harte Weiber, nicht bloß für fremdes Elend und für fremde Freude, sondern für alles, was sonst noch das Gemüth bewegen könnte. Einzig lebend in dem Gefühle ihres Werthes, lassen sie kein andres an sich kommen, sie wehren selbst jedes andre ab, fürchtend, sich darin etwas zu vergeben, oder ihrer unwürdig zu werden, wenn nicht gerade die besondre Art ihres Stolzes mit gewissen Gefühlen in Verbindung steht. Die Empfindsamkeit will von außen angeregt seyn, das stolze Herz aber zieht sich in sich selbst zusammen. Empfindsamkeit verlangt Befreundung, der Stolz isolirt sich. Empfindsamkeit ist Entgegenkommen, Hingebung und in ihren schönsten Momenten Selbstverlieren, der Stolz, zumal der weibliche, hält fest an sich selbst. Die zarten Fäden, mittelst welcher das Gemüth sich einsaugt in die Welt der

geistigen Gefühle, zerreißen in der Kälte des weiblichen Stolzes; aber schon die Eisrinde um das Herz macht die Gemeinschaft mit den Gegenständen, welche jene einflößen müssen, unmöglich. Bey den Männern geht der Stolz nicht so durch das ganze Wesen, und nimmt leicht die Gestalt der Großmuth an, daher finden wir ihn hier noch häufiger mit einem gefühlvollen Herzen gepaart.

Die Bestrebungen der Eitelkeit lassen das Herz leer ausgehen, und entwöhnen es, für sich Bedürfnisse zu haben. Je eitler das Gemüth wird, desto weniger kann es gerührt werden, desto mehr füllt es sich mit Kleinigkeiten an, und büßt die Empfänglichkeit für dasjenige ein, was nicht zum Gefallen dient. An Außendingen klebt der vereitelte Sinn; was sich an das Herz wenden möchte, sucht darin vergebens Berührungspuncte; und was in ihm erwacht, wird gleich von der widerwärtigen Dispositien überwältigt. Eitelkeit ver-

wickelt das Weib immer tiefer in das Alltägliche des Lebens, in dessen Umkreise nichts ist, was der Empfindsamkeit Nahrung giebt — vieles, was sie tödtet. Das eitle Weib wird sich vielleicht auf eine gewisse Kunst zu fühlen legen, wenn das Fühlen gerade Mode ist; aber das Gefühl gehorcht nur der Natur, und wo diese widerstrebt, da vermag die Kunst nur einen erbärmlichen Schein zu erzeugen.

Die Empfindeley ist übertriebene, ausgeartete, unnatürliche Empfindsamkeit. Sie ist außer sich, wo die echte Empfindsamkeit nur mäßig bewegt ist; sie ist entzückt, wo diese sich freut; sie vergeht in ihrem Weh', wo diese nur leise trauert; ihre Gefühle erwachen mit großer Lebhaftigkeit, bey Veranlassungen, bey welchen diese gleichgültig bleibt, Kleinigkeiten, von denen der

gesunde Sinn kaum ahnet, daß sie das Herz beschäftigen können, erschüttern sie.

Kräftiger und großer Gefühle ist sie gar nicht fähig; desto mehr liebt sie die weichen, schmelzenden, das Wehmüthig-Süße, das Sehnen und Schmachten in Gefühlen, das Tändeln und Kokettiren mit denselben; und auch hier haben ihre Gefühle weniger den Charakter der starken Erregung, als der krankhaften Erschlaffung; sie wird weniger von Gefühlen ergriffen, als sie selbst nach Gefühlen hascht, und in Gefühlen sich wiegt.

Bey der echten Empfindsamkeit sind die Vorstellungen und Geistesgedanken, welche auf das Gefühl wirken, die Hauptsache, die Bilder der Phantasie gesellen sich nur flüchtig dazu; deßwegen sind ihre Aeußerungen auch immer der Veranlassung angemessen, obgleich verschieden, nach der Verschiedenheit der Gefühlsstimmung, des Temperamentes und der Reitzbarkeit. Bey der Empfindeley aber rührt

fast alles von den Bildern her, welche die Phantasie, von irgend einem Gegenstande geweckt, spielend an einander reiht. Der Gegenstand selbst hat an ihren Gefühlen meist nur sehr geringen Antheil, und es ist oft schwer, einzusehen, wie man bey solchen Gegenständen solche Empfindungen haben könne.

Daher kommt es, daß die empfindelnde Frau häufig bey den unbedeutendsten Dingen in Gefühle zerfließt, während das wirklich Rührende sie kalt läßt; dort ist zufällig die Phantasie, an der das Gefühl hängt, in Bewegung gesetzt worden, hier ist sie unthätig geblieben. Es liegt sogar in der Natur dieses krankhaften Zustandes, daß er mehr von Kleinigkeiten, als von dem Wichtigen und Ernsthaften gereitzt wird, indem die Phantasie eine gewisse Ruhe verlangt, um ihr Spiel beginnen zu können. Wahres Gefühl haben die empfindelnden Frauen selten, all ihr

Vermögen zu fühlen hat sich an die Träume verloren.

Ihre Gefühle sind nicht geistiger, als die der echten Empfindsamkeit; aber sie scheinen es zu seyn, weil die Phantasie sie über die Wirklichkeit hinauf gehoben hat. Im Grunde sind sie viel sinnlicher; ihre Anfänge verlieren sich weit mehr in das Gebieth der Sinnlichkeit — und sinnlich-üppiger ist die Unterhaltung, die sie dem Gemüthe geben.

Zuweilen entsteht die weibliche Empfindeley aus Nervenschwäche. Doch wird man bey nervenschwachen Frauen häufiger Empfindlichkeit als Empfindeley antreffen, die letztere nur bey einer sanften Gemüthsstimmung und einer regen Einbildungskraft. Der Reitz der Sinne wird hier auch Reitz der Phantasie, die das Gefühl in seine kleinsten Bestandtheile zerlegt, und jedem derselben die Stärke des ganzen Eindruckes verleiht. Die Verstimmung der Nervenschwäche

macht überdies geneigt, jeden Eindruck zu zergliedern, und ihn der Verarbeitung der Einbildungskraft zu übergeben.

Diese Empfindeley ist eigentlich Unvermögen, den Eindruck zu ertragen, welches sich dadurch zu helfen sucht, daß es ihn in die Phantasie ableitet. Sie äußert sich überall, wo etwas die Nerven überwältigend oder schneidend afficirt, daher vorzüglich beym Unangenehmen und Rührenden; aber auch bey dem Angenehmen, selbst bey dem Schönen, kann sie sich äußern, wenn dieses für die Sinne oder für das Gemüth etwas Angreifendes hat. Ein Laut, eine Ueberraschung, ein leiser Schmerz, ein ungewöhnlicher Anblick vermag schon sie zu erregen, so wohl durch sich selbst, als durch Erinnerungen und Bilder, die sich daran knüpfen. Sie muß allem ausweichen, was mit einem erlittenen Verluste, oder sonst einem erschütternden Auftritte nur flüchtige Berührung hat. Sie

bricht gerne in Klagen und Thränen aus, und verlangt, daß man mit ihr sympathisire, oder sie doch wenigstens bedaure. Krämpfe und Ohnmachten sind bey ihr etwas Gewöhnliches — Familienscenen das wichtigste Ingrediens dazu; wohin besonders frohe und traurige Ereignisse, Feste, Trennungen und Wiedersehen gehören.

Die nervenschwache Empfindeley hat wunderliche Bizarrerien, welche die Zuckungen des kranken Körpers und der kranken Seele zugleich sind, und mehr bemitleidet, als verspottet zu werden verdienen.

Häufiger ist die Empfindeley bloße Gemüthskrankheit, entspringend aus Verzärtelung des Herzens. Weichlichkeit, ohne starke sinnliche Begierden, muß, bey einiger Geisteskultur, in Empfindeley ausschlagen. Wo das Gefühl stäts geschont und gepflegt wird, bemächtigt es sich bald aller Gemüthskräfte, zieht die ganze Aufmerksamkeit

der Seele an, und beherrscht ungetheilt das Bewußtseyn. Man lebt allein in Gefühlen, und will alles ganz ausfühlen; so geschieht es, daß sich die Gefühle ins Unendliche spalten, zersetzen und vermischen. Was der Verstand in ihnen scheidet, arbeitet sich bald wieder zum Gefühle um, und alles, was in die Seele einzieht, muß Gefühl werden. Die Schärfe und Feinheit der Gefühle wird immer größer, wie die Zahl der Dinge, welche das Gefühl ansprechen. Das passive Fühlen wird Genuß, der Wechsel in den einzelnen Momenten desselben ergötzlich, daher auch das Schmerzliche süß.

Das Unterscheidende dieser Empfindeley ist: daß die Seele gleichsam in Gefühlen schwimmt, gleichviel ob in frohen oder in traurigen, wozu sich bald die Eitelkeit gesellt, für eine weichgeschaffene Seele — ein aus zarterm Stoffe gebildetes Wesen zu gelten. Das Tändelnde und Wimmernde ist dieser Art

der Empfindeley am meisten eigen, auch das Idealisiren aller Lebensverhältnisse im Kleinlichen, das Schweben in Träumen, die unablässige Anstrengung, alles auf das Höchste und Feinste der Geistigkeit zu treiben. Was die Wirklichkeit Erschütterndes hat, ist ihr zu gemein; das Große und Ernste zu fühlen, gebricht es ihr an Kraft; aber in alles Ueberspannte sucht sie sich hinein zu fühlen. Einen Charakter werden Frauen bey dieser Empfindeley nie gewinnen; Gemüthslähmung und Gemüthszerrüttung müssen sich immer trauriger einstellen.

Oft entkeimt die Empfindeley einzelnen sinnlichen Gefühlen, Stimmungen und Neigungen, die zu sehr gepflegt worden sind, und, da sie auf der Erde keine Nahrung fanden, sich an der Phantasie in die Höhe gerankt haben, dem Lichte nach, in dem sie besser zu gedeihen hoffen. Vorzüglich geht das verliebte Wesen — die echte

Liebe nicht, die, kräftig in ihrem Wesen, die Tändeley verschmäht — in Empfindeley über, und hat, mehr oder weniger, besonders in gewissen Jahren, fast immer seinen Antheil an der weiblichen Empfindeley. Die Sinnlichkeit buhlt darin mit dem Geiste, und will sich an seinen Strahlen sonnen. Das wohlthätige Spiel zahlloser Liebesregungen eignet sich alles an, was ihm einiger Maßen verwandt ist, und die Phantasie muß jedes dahin gestalten. Trauer und Wonne und Sehnsucht wechseln im Herzen. Das Reich des Todes und des Lebens, der Himmel und die Erde, Morgen- und Abendroth, der Mond und die Blumen müssen dazu Stoff hergeben, und sich in tausend Fäden an das Gemüth knüpfen.

Das Schmachtende, Vergehende, Lispelnde, Träumende, Wehmüthig-Sinnende und Weinerlich-Süße sind Eigenthümlichkeiten dieser Empfindeley. Ihre Narrheiten, Launen und

Grimassen sind nicht zu zählen. Zum Glücke ist sie bey den meisten ein vorübergehender Rausch, wenn er nur nicht so oft die Fähigkeit der echten Empfindung ertödtete.

Es gibt auch eine gemachte Empfindeley, welche daher entsteht, daß die Phantasie sich, was das Gefühl kitzeln soll, so lange und so oft vorhält, bis die Bilder und Beziehungen hervortreten, die das Herz treffen. Der gewöhnliche Kunstgriff der Frauen, wenn sie sich rühren wollen, oder Thränen nöthig haben, wiederholt und verfeinert, macht das Gefühl immer reitzbarer für die Gegenstände, bey welchen er angewendet wird; wäre etwa bey ihnen selbst nichts zu fühlen, so tragen sich andere Gefühle auf sie über; endlich bringt man es zu der Feinheit, der auch das Leiseste nicht verloren geht.

Von dieser Art ist die Empfindeley, die mit der Mode Schritt halten muß; denn eigentlich stirbt die Empfindeley nie aus, sie

wechselt nur mit ihren Formen, in die man sich hinein liest und phantasirt. Sie ist unter allen die flachste, und biethet der Beobachtung keine interessante Seite dar. Sie muß sich unaufhörlich selbst exaltiren, darum ist sie reich an Worten und Hyperbeln, und, mit der Eitelkeit im Bunde, reich an Mitteln sich zu produziren. Sie hat keinen Charakter, nimmt nach den Umständen eine andre Gestalt an, und richtet in der Regel alles an den Frauen zu Grunde, woraus sich ein Charakter bilden könnte.

Sehr häufig ist die weibliche Empfindeley zur Hälfte etwas Selbstgemachtes, zur Hälfte äußerliche Manier, wobey denn auch ein wenig von Empfindung seyn mag, was aber kaum mit in Anschlag gebracht werden kann, so sehr verliert es sich unter dem Erkünstelten, Nachgestümperten, Vorgespiegelten, unter den Seelen- und Körper-Grimassen. Nicht selten sieht man es den

Frauen an, welche Mühe sie sich geben, recht viel und etwas Ungewöhnliches zu empfinden, und wie dann der übertriebene Ausdruck nachhelfen muß. Die Exclamationen, die Seufzer, die schmelzenden Blicke, die nassen Augen verrathen, bey aller Geläufigkeit, das Erzwungene. Ihr ewiges Wunderschön, Herrlich, Göttlich, ihr Vergehenwollen in Wehmuth und Wonne hat wenig zu bedeuten, und man weiß wie man es nehmen soll. In der Verlegenheit vergreifen sie sich zuweilen, daß auch dem Stumpfsinnigsten das Abgeschmackte nicht entgeht. An den Redensarten aus Romanen und Dichtern, die in der Mode sind, oder es unlängst waren, an dem ewigen sentimentalen Gerede, an dem Theatralischen in ihrem ganzen Benehmen, an den weitläuftigen Anstalten, Effect zu machen, an dem Gezierten und Affectirten erkennt man sie hinlänglich.

Bey manchen ist das ganze empfindelnde Wesen einstudirt — nichts als Rolle,

die

die sie so gut spielen, als eine solche Rolle sich spielen läßt. Den Kenner täuscht sie nicht; er merkt es genug, wie sie, hinter den Thränen, innerlich lachen und lauern, und wie sie, wo sie hingerissen scheinen, sich zusammennehmen, auf Haltung, Anstand und Ausschmückung bedacht sind, und in den Spiegel sehen. Der Herzensruin dieser Weiber macht sie noch gefährlicher als ihre Verstellungskunst. Die geringen Reste von Gefühl, die noch in ihnen sind, beschleunigen nur ihr Verderben, da sie einzig zum Besten der Eitelkeit, der Intrigue und der Buhlerey aufgewendet werden, wenn anders an ihnen noch etwas zu verderben ist. Mit tiefer Verachtung muß man auf dergleichen Maschinerien hinblicken.

Die wirkliche — nicht aufgeprägte — Empfindeley — welche noch etwas Schlimmeres ist — ist immer Gemüthsschwäche, mit der

nichts Gesundes und Kräftiges bestehen kann, die weichlichste Seelenschwelgerey, bey der alles, was im Innern sich regt, nur zu einem kümmerlichen Daseyn gelangt; in gränzenlose Verbildung schlägt sie aus; Eine Schiefheit zeigt sich nach der andern, Eine Verzerrung nach der andern. An jedem Gefühle ist auch das Schwächliche, Ohnmächtige, Kranke unverkennbar.

Zum Wollen und Handeln kommt es bey den empfindelnden Frauen selten; es gebricht ihnen dazu an Kraft, sie haben mit dem Empfinden genug gethan, und müssen den gemeinen Geschöpfen doch auch etwas überlassen. Die echte Empfindsamkeit treibt zum Handeln, weil der reine Eindruck der Sache sie bewegt; die Empfindeley kann es nicht, weil ihre Gefühle nicht wahr, weil sie Producte der Phantasie sind, erzeugt, um damit zu spielen, oder um sie zu zeigen, weil sie nicht in die irdischen Gegenden gehören, wo gehandelt

wird, weil gar nichts Treibendes in ihnen ist. Sie hilft oft dem Elende nicht ab, damit sie sich nicht um die Rührung bringe; sie gibt sich um das Bewunderte keine Mühe, damit sie aus der Ferne besser mit ihm kokettiren könne. Sie würde ihren Himmel zerstören, wenn sie sich auf Erden etwas zu schaffen machte. Ihr phantastisches Wesen paßt in kein Erdenverhältniß, deßwegen macht sie für jedes unbrauchbar, weckt in jedem Leerheitsgefühl und Mißbehagen.

Gerne möchte sich die Empfindeley für Schwärmerey ausgeben; aber diese ist, obgleich ebenfalls ausgeartete Empfindsamkeit, weit edler. Sie tändelt und winselt nicht; sie erpreßt nichts von sich; sie verschmäht das Kleinliche; ihre Sehnsucht ist kein Schmachten; von ihren Gefühlen ist sie wirklich ergriffen, diese sind nicht unnatürlich, und bilden am Leben; nur daß sie die Leitung des

Verstandes von sich weisen, und an den Schöpfungen der Phantasie kleben.

Die Schwärmerey schafft sich beßre Welten, und stattet sie nach den Bedürfnissen des Herzens aus; es läßt sich begreifen, wie sie davon entzückt seyn kann. Wenn sie sich über das Irdische erhebt, so geschieht es in kühnen Flügen, mit festem, freylich nicht immer richtig gestimmtem, Sinne für das Beßre. Es gibt eine schöne Schwärmerey, die man dem Weibe nicht allein nachsieht, in der es so gar verehrungswürdig erscheint.

Uebrigens kann man von der Empfindeley, außer wo sie von Nervenschwäche herrührt, leicht geheilt werden. Es kommt nur darauf an, daß man die Narrheit darin erkenne, und sich ihr widersetze, daß man der Natur ihr Recht über das Herz wieder einräume, das echte Gefühl, wo es erregt wird, fest halte, und sich des andern entschlage. Das Erste fällt freylich etwas schwer; darum muß

mit den Waffen des Spottes gegen sie gekämpft werden, welche allein noch etwas ausrichten, wenn sie sich vertheidigen will. Auch darin unterscheidet sie sich von der Schwärmerey, die der Spott hartnäckig macht.

5.

Die Freundlichkeit.

Freundlichkeit ist der vereinte natürliche Ausdruck der Heiterkeit und des Wohlwollens; soll sie aber das Herrschende im Leben werden, und alle Anwandlungen des unfreundlichen Wesens unterdrücken, dann muß noch eine sanfte Stimmung des Gemüthes hinzukommen, oder vielmehr in der sanften Stimmung muß das Heitre und Wohlwollende heraufwachsen.

Schon das Sanfte spricht sich leise, schonend und gefällig aus. Das Heitre verläugnet in Blick und Miene die frohe Stimmung nicht, es möchte sein Licht über alles verbreiten; leicht bildet es sich zur Güte, und erscheint dann als Freundlichkeit. Auch im

Wohlwollen kann die Freundlichkeit ihren Lebenskeim haben, dann muß dieses aber Liebe geworden seyn. Liebe ist die Versöhnung des Gemüthes mit sich selbst, freudige Eintracht des Daseyns; sie ist in sich selig, und das Bewußtseyn, das sie von sich selbst hat — Heiterkeit. Die Liebe will erfreuen durch alles, was sie ist und hat; sie kommt entgegen, sie forscht das Bedürfniß aus, sie versteht das Gemüth. Zartfühlend schließt sie den Himmel ihres Herzens auf, wenn sie redet, und wenn sie handelt. Das Dienen ist ihr Lust; sie fühlt sich in andre hinein. Ihre Heiterkeit verklärt das alles.

Dann ist die Freundlichkeit am schönsten, wenn sie zunächst von der Liebe stammt, wenn diese das Gemüth besänftigt und erheitert hat, und so die reine Güte strahlend aus ihr blickt, wenn diese im Auge glänzt, auf dem Gesichte schwebt, dem Drucke der Hand seine Wärme, dem Worte und den

That das Liebliche gibt — und allem die frische Beseelung.

Die Freundlichkeit kann sich nicht in jedem Augenblicke in gleichem Maße zeigen. Je heitrer man ist, und je mehr man liebt: desto freundlicher ist man auch. Die freundlichste Frau hat Augenblicke, wo es etwas düstrer in ihr wird — wie wäre das zu vermeiden? — Augenblicke, wo die Liebe nicht ihre ganze Wärme besitzt, wo die Verstimmung mit ihr kämpft: und das bildet sich im Gefühle, wie im Benehmen, ab; aber es bleibt noch genug zurück, worin man die wahre Gestalt des Gemüthes wieder erkennt; ein flüchtiger trüber Nebel zieht an dem Lichte vorüber, ohne das Durchscheinen desselben zu verhindern.

Gegen die, welche man am meisten liebt, ist man am freundlichsten; und es wäre schlimm, wenn man gegen andre eben so freundlich seyn könnte, da hätte die Ver-

stellung den Charakter schon angetastet. Der Wesen, die man vor allen liebt, freut man sich ja auch vor allen; ihr Daseyn ist in der heitern Stimmung mit befaßt; sie wünscht man vor allen glücklich zu machen; ihre wi- drigen Empfindungen fühlt man mit; man kann nicht recht froh seyn, wenn sie es nicht sind. Die Gewohnheit des Zusammenlebens mag den Ausdruck der Heiterkeit und Liebe schwächen, Mißverhältnisse mögen ihn zuwei- len trüben; doch wohnen sie selbst im Herzen, und was im Herzen ist, das offenbart sich im Ganzen unverkennbar.

Weniger lebhaft, doch innig ist die Freund- lichkeit gegen Fremde, die mit keinem be- sondern Interesse des Herzens Berührung ha- ben, im geselligen Leben und im täglichen Verkehre mit Menschen. An die Stelle der Liebe tritt hier das allgemeine Wohlwollen, der Sinn für Menschen, das Gutmeynen, was selbst schon erheitert, und dem sich die

natürliche Heiterkeit zugesellt. Die Freundlichkeit ist hier das Menschlich-Schöne in der Höflichkeit, in der Ehrerbiethung und in der Herablassung; sie macht, daß die erste nicht bloße Formalität, herzloses Wesen, die zweyte nicht entwürdigende Selbstverläugnung, die dritte nicht demüthigendes Gnädigthun wird; sie theilt jedem etwas mit, wodurch es uns wohlthuend anspricht.

Gegen Menschen, die uns verhaßt oder zuwider sind, ist es nicht wohl möglich, im eigentlichen Sinne, freundlich zu seyn. Wir fühlen in ihrer Nähe weder Wohlwollen — noch uns selbst erheitert; und was man nicht fühlt, soll man auch nicht zeigen. Indeß haßt der gute Mensch nicht so, daß alles Wohlwollen aus seiner Seele verschwände. Ueberdies kann sich die herrschende Stimmung der Seele nie ganz verläugnen; sie läßt auch da Spuren von sich

blicken, wo sie sich gehindert und beschränkt findet. Heitre Liebe und liebevolle Heiterkeit gehen in das Wesen über, und es muß überall davon etwas zum Vorscheine kommen. Das ist nicht Verstellung, man gibt sich wie man ist. Man verdeckt nicht mit Freundlichkeit den Haß, sondern der Widerwille mäßigt sich in der Freundlichkeit.

Eine bedenkliche Sache ist es indeß um die erzwungene Freundlichkeit, besonders beym Weibe. Das Weib, dem es damit vollständig gelingen — das Freundlichkeit bis zur Täuschung heucheln könnte, während das Herz eiskalt oder glühend heiß ist von Erbitterung, während der Kopf über Planen der Rache brütet, auf Berückung und Schaden sinnt, hätte alle Natur in sich zu Schanden gemacht. Aber so weit bringen es wenige. Eine verlegene Spannung, ein grinsender Zug im freundlichen Lächeln, oder etwas Flaches und Flüchtiges im Benehmen

verrathen bey den meisten den Abfall von der Wahrheit. Doch zieht auch das empfindliche Verletzungen nach sich, wie es einen beynahe Ekel erregenden Anblick gewährt. Besser — erträglicher und heilbarer die nackte Leidenschaft, als diese gleißende Verkleidung. Welche Talente auch die Weiber zur Verstellung besitzen mögen, auf die rechte Falschheit verstehen die Männer sich doch besser, weil sie in ihrem sprödern Aeußern sich weniger kenntlich macht, und in ihrem festern Innern weniger zerrüttet.

Es gibt eine angebildete Freundlichkeit. Die Erziehung hat sie, wie so manches andre, als Form aufgeprägt; das Herz hat nichts mit ihr zu thun, es fühlt eben so wenig von ihr, als es mit ihr im Widerspruche ist, weil sie gar nicht mit dem, was das Herz angeht, in Verbindung gedacht wird, wie der Stempel zwar über den Umlauf des Metalls entscheidet, aber nicht die

Idee erwecken will, den Gehalt verändert zu haben. Sie ist Sitte, und es läßt sich nicht viel mehr von ihr sagen, als daß sie für den Charakter keine günstigen Aussichten gewährt. Nur bey bedeutungslosen Menschen bleibt sie, was sie ist, reines Gepräge; die bedeutenden suchen sich selbst ein Material dazu, und erst wann dieses gefunden ist, läßt sich der Werth des Ganzen beurtheilen. An die Bedeutungslosigkeit aber knüpft sich leicht Herzlosigkeit.

Es gibt auch eine angenommene Freundlichkeit, und diese muß man oft den Frauen zu Gute halten. Das Innere ist dabey zwar dem Ausdrucke nicht entgegen, aber es hat ihn auch nicht ganz gebildet. In kalten Frauen erlangt weder die Heiterkeit noch die Liebe diejenige Lebhaftigkeit, die sie haben müssen, wenn sie am Aeußern als Freundlichkeit erscheinen sollen. Ihnen ist eigen, beyde in das Innere zurück zu ziehen, und sie nur in Handlungen zu äußern. Diese

der Verstimmung an sich, und verhüthet nicht die bittern Ausbrüche derselben. Das Bestreben, sie zu zerstreuen, oder ihnen etwas Angenehmes zu erweisen, ist so fruchtlos, daß es oft das Uebel nur vergrößert. Frohe Nachrichten und Begebenheiten werden von ihnen mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Unmuth und Aerger empfangen; sie bemühen sich, darin Mißfälliges und Mangelhaftes zu finden; sie halten sich vor, was noch besser seyn könnte, und wie viel andres noch schlecht ist, um in ihrer Ansicht der Dinge Recht zu behalten, und sich der Freude, die so sehr gegen die Farbe ihres Gemüthes absticht, zu erwehren. Man hört nicht selten Vorwürfe, wo man etwas zu ihrer Erheiterung aufgewendet; daß man seinen Zweck nicht erreicht, wird deutlich genug und mit Empfindlichkeit zu verstehen gegeben.

Nur zuweilen kommt das Grämliche von kranker Reizbarkeit, oder von einer gedrückten,

sorgen=

sorgenvollen Lage her, weit häufiger sind selbstgemachte Sorgen, frühe Verweichlichung, innerer Zwiespalt, Ungenügsamkeit, die Selbstsüchteley, die Geistesbizarrerie, alles auf seine Weise zu nehmen, und sich darin zu befestigen, die Quelle.

Wenn das Grämliche eine Unart ist: so ist das Mürrische Verkehrtheit. Die Verstimmung des mürrischen Weibes ist mehr von der sauern und verdrießlichen Art — Unzufriedenheit mit allem, die in dem unordentlichen Zustande des Herzens gegründet, sich an allem ausläßt, mehr noch als die Grämlichkeit von Wohlwollen entblößt, mit Empfindungen, welche dem Hasse verwandt sind, vermischt; darum auch in noch höherm Grade unfreundlich. Seine Miene ist Erinnerung, aus dem Wege zu gehen.

Das grämliche Weib will immer klagen, das mürrische immer tadeln, man kann ihm nichts recht machen. Jenes plagt

sich selbst, und dadurch andre mit; dieses plagt fast nur andre, weil es darin Erleichterung seines Unmuthes findet, sein widerwärtiger Sinn ist nach außen gewendet. Es kann zwar besser als jenes einen Schein von Freundlichkeit annehmen, aber er ist nur Sonnenblick durch Gewitterwolken, und seine Unfreundlichkeit dafür desto empfindlicher. In dem grämlichen Wesen muß man oft die weibliche Schwäche bemitleiden, in dem mürrischen verabscheut man die Unnatur. Größer sind die Entstellungen des letztern in des Weibes Blick und Benehmen, und tiefer wird das Zurückstoßende darin gefühlt, jede Spur der innern Verklärung ist vom Gesichte verschwunden.

Mag das mürrische Wesen aus vielen bittern Erfahrungen entstanden seyn; doch würde es ohne Leidenschaft, ohne vorherrschenden Egoismus und Selbstverwahrlosung nicht haben aufkommen können. Der Blick

des ergebungsvollen Leidens ist zwar ein trüber, aber doch ein freundlicher Blick, dem Religion und Liebe die Milde erhalten und verschönern.

So gibt es auch einen gewissen Ernst, der zwar an sich eben nicht freundlich, aber mit der Freundlichkeit nicht ganz unverträglich ist. Innigen Frauen ist er vorzüglich eigen; sie bewahren neben ihm und in ihm Liebe mit Heiterkeit, und zeigen diese, wenn sie unter Menschen sind, während der Ernst den einsamen Stunden angehört. Die Freundlichkeit lacht uns wohlgefälliger und erquicklicher an, wenn sie über dem ernsten Angesichte aufgeht, als wenn ihr Licht uns beständig leuchtet; in jenem Falle erscheint noch mehr die Fülle und Reinheit der Liebe.

Der Ernst, der sich nicht mit Freundlichkeit verträgt, ist unweiblich, und ihm entweder Grämliches oder Mürrisches beygemischt. Indeß bedarf es selbst bey dem bessern Ernste

der Selbstbewachung, daß er nicht in diesen ausarte.

Es ist nicht genug, daß das Weib von unfreundlichem Wesen im Ganzen frey sey; auch die einzelnen Ausbrüche desselben sollen vermieden werden; sie verunstalten die sanfte Natur, sie sind der Liebe entgegen, sie lassen Wirkungen zurück, die sich endlich zum unfreundlichen Wesen befestigen.

Freundlichkeit ist das Licht, das, mit der Anmuth, von der Seelenschönheit ausstrahlt, der Wiederschein des Himmels an der Gestalt des Weibes. Dem unfreundlichen Weibe verschließt sich das Herz; dem freundlichen öffnet es sich, und in jedem, der es sieht, erwacht etwas von Heiterkeit und Wohlwollen. Leichter wird es uns um dieses Herz, wenn wir in ein freundliches weibliches Auge schauen; es ist als ob Lasten von uns abfielen, und als ob alle Nebel sich zerstreuten; der

Unglückliche faßt Vertrauen zu sich und seinem Geschicke, und fühlt frischen Lebensmuth. In der Nähe des freundlichen Weibes kann man nicht verloren gehen; man kann aber auch hier keine feindseligen Gesinnungen hägen, die finstern An- und Absichten müssen schwinden, die Zuneigung, die dieses freundliche Wesen uns für sich einflößt, verbreitet ihren Einfluß über unsre Neigungen und Bestrebungen, in ihm scheint sich die ganze Welt versöhnt zu haben.

Welchen Zauber gibt die Freundlichkeit des Weibes seiner Unterhaltung! welch ein leichtes und fröhliches Spiel der Ideen in seiner Seele! welch ein milder Schimmer, in den sie getaucht sind! und welch ein wohlthuendes Spiel der Gemüthskräfte wird dadurch in uns angeregt! welch ein milder Schimmer umfließt auch, was sich in uns entwickelt! Wie oft gibt diese Freundlichkeit den unbedeutendsten Gedanken ein hohes Interesse, vor-

züglich dadurch, daß sie diese dem Leben so nahe bringt, und mit welcher Hand in seine Angelegenheiten flicht!

An das freundliche Weib wendet man sich gerne, von ihm holt man sich gerne Rath und Trost — und empfängt sie reich und beseligend. Freundlichkeit ist es, was den Worten der Frauen den guten Eingang verschafft, über den wir uns oft verwundern, was ihnen die überredende, bewegende, heilende, alles Widerstreben in uns bändigende Zauberkraft verleiht. Freundlichkeit ist das unbeschreibliche Etwas, welches macht, daß wir uns und jedes andre vergessen; daß wir uns innig an das Weib anschließen, daß wir in allem, was es sagt und thut, etwas Beruhigendes oder Erfreuliches antreffen. Durch Freundlichkeit vermag das Weib alles an sich zu fesseln, und aus allem zu bilden, was ihm gefällt.

Und wie gewinnt des Weibes Gewähren

durch Freundlichkeit! wie verschwindet in ihr alles Drückende und Beschämende, was das Empfangen hat. Der Stolze wird gerne der Bedürftige, damit er von der Freundlichkeit annehmen könne. Und was thut man nicht wieder für die flehende Freundlichkeit! das Liebste gibt *man*, und fühlt nicht, daß es schwer zu *entbehren* ist, das Mühsamste über- *nimmt* man, und wird nicht gewahr, welche Anstrengung es kostet. Man beeifert sich, sich ihr gefällig zu *machen*, um Einen Blick der Freundlichkeit zu gewinnen, und tausend zu vergelten. Doch kaum denkt man an Ge- winn und Vergeltung, so drängt der stille Trieb des Herzens.

In der Freundlichkeit gedeiht das Schönste der Weiblichkeit trefflich. Die Freundlichkeit schmiegt sich, wie an Menschen, so an Sachen, und sanft neigt sie sich allem entgegen, sanft geht alles in sie ein, sanft verarbeitet sie al- les, was der Bildung förderlich werden kann.

Nur für den freundlichen Sinn ist der ganze Reichthum der Bildungsstoffe vorhanden, und freundlich einigen sie sich in ihm zur freundlichen Gestalt. Heiterkeit und Liebe wachsen immer freyer im innern Lichte hinauf, und verbinden mit sich, was nur das Weib adeln und beseligen kann.

Die rechte Freundlichkeit ist freylich unwillkührlicher Ausdruck der Heiterkeit und Liebe; aber es wird eine seltene Stärke und Reinheit derselben erfordert, damit sie das Wesen des Menschen beherrschen, und sich im Ganzen als Freundlichkeit offenbaren. Und selbst dann haben sie, in einzelnen Fällen, noch oft mit der ungünstigen Natur, mit der starken Reizbarkeit, mit dem verwundeten Herzen, mit trübsinnigen Dispositionen und zufälligen Verstimmungen zu kämpfen. Darum wird immer vieles der Bildung anheim fallen. Wie soll sich nun diese einrichten?

Wähnet nicht, es sey damit etwas gewonnen, daß Ihr lernet Euch freundlich stellen. Ihr würdet es vielleicht, durch Uebung und Selbstbewachung, zu einiger Fertigkeit darin bringen, wobey es indeß mit der Wahrheit Euers Charakters schlecht stände; Eure Miene würde Freundlichkeit zeigen, während Euch doch gar nicht freundlich zu Muthe wäre; Ihr würdet sie auch gegen diejenigen zeigen, gegen welche Ihr sehr unfreundliche Gesinnungen häget. Ihr werdet zuweilen sehen, daß Frauen durch die Grimasse der Freundlichkeit gefallen, aber Ihr werdet auch die Erbärmlichkeit, durch etwas zu gefallen, was man in der That nicht ist, zu würdigen wissen. Nicht allen gelingt das sich freundlich Stellen. Ist dabey grämliches oder mürrisches Wesen im Herzen, so wird daraus das widerliche Bitter-Süße, das Ihr wohl Gelegenheit gehabt haben werdet, wahrzunehmen.

Dahin müsset Ihr arbeiten, daß in Euerm Innern der Tag sey, der sein Licht über das Aeußere verbreitet.

Beschäftiget Euch deßwegen oft mit heitern Vorstellungen; das Heitre ist Euern Seelen befreundet, und nimmt so gerne darin Platz, alles was die Natur in Euch angelegt hat, sucht das Heitre. Aber es thut sich auch vieles in Euch hervor, was dasselbe trüben will; dem dürfet Ihr nicht nachgeben. Der heitern Bilder könnet Ihr nie zu viele um Euch haben; sie sollen nicht bloß das Festgewand Eurer Phantasie, sie sollen ihr tägliches Kleid seyn. Selbst in den Ernst Euers Nachdenkens und Euers Strebens verwebe sich das Heitre. So werdet Ihr nicht allein das Heitre in Euerm Benehmen zeigen, es wird auch in Euch selbst immer heitrer werden.

Machet Euch Eure Verhältnisse zu Menschen recht deutlich, besonders was darin das Herz angeht, und haltet Euch dieses stäts

gegenwärtig. Was an denen, die Ihr kennet, achtungs- und liebenswürdig ist, das fasset ins Auge, und blicket hinweg von dem, was Euch an ihnen verstimmen könnte.

Gewöhnet Euch, in jedem, der Euch vorkommt, nur den Menschen zu sehen. Ist er Euch durch irgend *etwas* theuer geworden: so denket auch daran; sonst denket, daß er Euch vielleicht sehr theuer seyn würde, wenn ihr ihn näher känntet, oder daß er noch einmal wichtig für Euch werden *kann*. Damit, daß jemand ein Mensch ist, hat er ein sehr reiches Erbe empfangen; besäße er gleich sonst wenig, und wäre es gleich unter einer schlechten Hülle verborgen — die schlechten Hüllen bedecken oft das Edelste. Ihr sollt auch gegen Geringe und Untergebene freundlich seyn, und da wird es sehr Noth thun, daß Ihr dieses beherziget.

Ihr habt doch irgend Einen, oder wohl mehrere Menschen, gegen die Ihr nicht an-

ders als freundlich seyn könnet, weil Ihr sie liebet. Die Stimmung, worein diese Euch versetzen, die Gefühle, die ihre Nähe Euch einflößt, rufet zurück, wenn Ihr unter andern seyd.

Bemerket auch zuweilen, wie der freundliche Sinn der Menschen Euch so wohl thut, das wird demselben in Euch Nahrung geben, und es wird Euch nicht viele Mühe kosten, gegen andre so zu seyn, wie Ihr wünschet, daß man gegen Euch sey.

Wenn Ihr unter Menschen erscheinen sollt: dann schlaget Euch absichtlich aus dem Sinne, was Euch in der Einsamkeit unangenehm beschäftigt — Eure Sorgen, Euern Kummer, Euern Argwohn, Eure Mißverhältnisse. Das ist nicht Verstellung, die menschliche Gebrechlichkeit fordert es; dahin bringt es keiner, daß ihm nie etwas das Herz verenge. Thut aber dergleichen mit Euch selbst ab in der Stille, und nehmet

Euch fest vor nicht daran zu denken im Kreise der Menschen, Euch dagegen frohen und wohlwollenden Empfindungen desto mehr zu überlassen. Man kann über seine Gedanken große Gewalt erlangen, wenn man ernstlich will. Strebet zugleich dahin, daß dessen, was in der Einsamkeit Eure Seele verdüstert, immer weniger — und die Gestalt, in welcher Euer Gemüth unter Menschen erscheint, immer mehr seine eigenthümliche werde.

Die Menschen, gegen die es Euch unmöglich ist, freundlich zu seyn, oder gegen die Ihr es nur im Widerspruche mit Euch selbst seyn könntet, meidet lieber. Nur den Fällen, worin es Euch schwer wird, und in Ansehung welcher Ihr fühlet: Ihr müßtet wohl, dürfet Ihr Euch nicht ganz entziehen; sie werden Euch wohlthätige Uebung seyn. Aber bereitet Euch vor, belebet das Gute und Frohe in Euch, ehe Ihr Euch der Versuchung

nahet. Ein Sieg, den Ihr hier erringet, verleiht hohe Stärke.

Zweyerley habt Ihr außerdem noch zu bekämpfen: die weiblichen Launen und die Heftigkeit, welche aus zu großer Reitzbarkeit entspringt.

Glaubet doch ja nicht, so oft es Euch auch von Schmeichlern oder von bethörten Liebhabern gesagt wird, daß die Launen Euch kleiden, oder daß man sie Eurer Schwäche nachsehen müsse, oder daß sie etwas seyen, worüber man nicht Herr werden könne. Sie entstellen und verderben Euch; sie sind gefährliche Feinde Eurer Schönheit und Anmuth; sie zerrütten Euer Gemüth; Frohsinn und Menschenliebe leiden dabey immer. Der Gewinn, den sie Euch verschaffen, ist unsicher und zweydeutig, und wird weit von den Nachtheilen, die sie Euch zuziehen, überwogen. Sie müssen Eure eignen Plagegeister werden,

so süß auch Anfangs die Gefühle sind, mit denen Ihr Euch denselben hingebet.

Daß körperliche und geistige Dispositionen, die Euerm Geschlechte eigenthümlich sind, dahin leicht ausschlagen, kann man zugeben. Aber die Anwandlungen werden gar nicht wiederkommen, wenn Ihr sie gleich niederschlaget, wenn Ihr ihnen nur nicht nachhänget. In Euch herrschend, sind sie immer das Werk der Selbstverzärtelung, des Eigensinnes, der Weichlichkeit und der Eitelkeit; dabey gedeiht kein freundlicher Sinn. Die gute Laune, so oft sie auch mit der bösen wechselt, kann die schädlichen Wirkungen der letztern nicht aufheben.

Habt Ihr aufgehört, launisch zu seyn: dann wird es Euch um vieles leichter werden, die Heftigkeit zu besiegen. Sanft hat die Natur Euer Gemüth gebildet; die Heftigkeit ist meist schnelle Laune. Doch gibt es auch Reitzungen zum Heftigwerden, denen man

Gewalt der Seele entgegen biethen muß. Und es wird Euch damit gelingen, wenn Ihr Euch selbst bewachet, wenn Ihr nur Einen Augenblick an Euch haltet und Euch besinnet, und dann den reichen Lebensverstand, womit Euch die Natur versehen, und die Güte, die sie in Euer Herz gelegt hat, zu Hülfe nehmet. Das Sanfte wird bald allem seine Mäßigung mittheilen, und mit der Heiterkeit und Liebe in Freundlichkeit aufgehen.

6.

Das stille Leben.

Auf stilles Leben hat die Natur in den Frauen alles angelegt. Ihre sanfte Stimmung fordert eine gewisse Entfernung von dem Geräusche und Gewühle der Welt, mehr Beschränkung auf sich selbst, auf wenige geliebte Menschen, auf enge und wohlthuende Umgebungen; in der Stille findet sie die ihr angemessene Nahrung, und bleibt bewahrt vor den heftigen Erschütterungen und den empfindlichen Verletzungen, die in dem lauten Tumulte, in dem unruhigen Treiben und in dem blendenden Glanze der Welt schwer zu vermeiden sind. Stille ist das Element der zarten Gefühle und Neigungen des weiblichen Herzens.

Die Anlagen, welche die Natur dem Weibe verliehen, das Maß und die Art der Thätigkeit, zu welchen sie Körper und Geist an ihm organisirt hat, weisen es an einen kleinen, leicht zu übersehenden und auszufüllenden, wenig beunruhigten und möglichst verborgenen Kreis. Hier können jene Anlagen sich, in eigenthümlicher Richtung, entwickeln, hier kann diese Thätigkeit sich, auf eigenthümliche Weise und an den ihr entsprechenden Gegenständen, erweisen. Die größere Welt ist voll von Interessen und Beschäftigungen, die den wahren Bedürfnissen des weiblichen Geistes und Herzens widersprechen.

Nur in der Stille vermag das Weib sich ganz wohl zu fühlen, weil es nur da ganz mit sich selbst übereinstimmt, nur da sich selbst ganz besitzt, nur da süße Befreundungen stiftet zwischen dem Gemüthe und dem, was außer ihm ist.

Der Hang, sich in weitläuftigen Verbin-

dungen zu bewegen, an den größern Ereignissen der Welt Theil zu haben, auf den Bühnen der Welt zu glänzen, auf ihren öffentlichen Plätzen vornehmlich die Freude zu suchen, ist dem Weibe an sich fremd — obwohl nicht eine Lebhaftigkeit des Geistes und des Gefühles, die sich zuweilen laut zu äußern begehrt, die sich auch in der Welt umsehen und darin fröhlich seyn mag, ohne mit Leidenschaft an ihr zu hangen. Wo jener Hang ist, da hat ihn entweder die Erziehung hervorgebracht, oder Eitelkeit, unbegränzte Vergnügungssucht, ungeregelte Begierden, Scheu vor sich selbst, haben ihn erzeugt.

Daß die Erziehung aus dem Menschen etwas andres, als er ursprünglich ist, machen, daß sie ihn an das, was ihm sonst zuwider war, gewöhnen, daß sie ihn an Dingen, die ihm sonst gleichgültig sind, Geschmack finden

lehren, daß sie seiner Thätigkeit neue Richtungen, seinen Neigungen neue Gegenstände, seiner Stimmung ein neues Gepräge geben, daß sie auf diese Weise, Bedürfnisse, die von denen, welche die Natur in ihn gelegt hat, durchaus abweichen, erwecken kann, das bezeugt die Erfahrung, und besonders dient ein großer Theil des weiblichen Geschlechtes dafür zum Beweise. Hat das Mädchen nie die Freuden der Stille kennen gelernt; hat es immer gehört, einsam und unter wenigen Menschen seyn, das sey ganz unerträglich; ist es frühe in die Kunst sich zu ennüyiren eingeweihet worden; hat man es frühe in die Welt eingeführt, und diese mit seinen erwachenden Neigungen verkettet; hat man frühe Absichten und Bestrebungen in ihm erregt, die nur in der Welt befriedigt werden können, und sind dabey Geist und Herz leer geblieben: dann ist es doch nicht zu verwundern, wenn ihm die Stille verhaßt wird, und es sich spä-

ter keine Glückseligkeit denken kann, als im Glanze und Geräusche.

Dem eiteln Weibe kann die Stille wenig gewähren; es muß sie um so mehr fliehen, je mehr sie ihm dasjenige entzieht, was ihm des Lebens höchstes Gut ist. Habe die Stille ihr Süßes und Einladendes; die Welt hat mehr, sie hat Gelegenheiten, sich zu zeigen, und seinen Werth geltend zu machen, sie hat Bewunderer für seine Reitze, Anbether seiner Liebenswürdigkeit, Lobredner seiner Talente, Schimmer und Huldigungen. Durch Eitelkeit wird auch das beßre Weib oft sich selbst ungetreu.

Frauen, welche allein dem Vergnügen leben, muß die Stille bald lästig werden: denn ihre Freuden sind einfach, Thätigkeit, mäßige Wünsche und ein ruhig gestimmtes Herz sind ihre Bedingungen; dafür aber hat das vergnügungssüchtige Weib keinen Sinn, die Lust muß immer lauter und

vielfacher werden, wenn sie ihm genügen — was das Herz auf die Dauer fesseln soll, das muß die Sinne zerstreuen, und reich an Wechsel seyn. Wo die Freude wogt und stürmt, wo ihre Laute durch einander wirbeln, wo das Leben das bunte Farbenspiel seiner Gestalten ausbreitet, wo Eine Ergötzlichkeit die andre verdrängt, da nur verweilt es mit Wohlgefallen. Je mehr das Gemüth unter den Genüssen der Welt verweichlicht wird, desto weniger kann es den heitern Ernst der Stille ertragen; je schneller und ungestümer man genießt, desto mehr wird das Gefühl abgestumpft, desto mehr werden immer stärkere Reitze erfordert, wie sie nur das wilde Geräusch der Welt gibt.

Das leidenschaftliche Weib erträgt ebenfalls die Stille nicht. In ihm ist ein unaufhörliches Treiben und Drängen, das es in die Welt hineinzieht. In der Stille findet es nicht, was seiner Unruhe zusagt, nicht,

was seine aufgewiegelten Kräfte hinlänglich beschäftigt, nicht, was seinen heftigen Begierden Befriedigung gewährt; darum kann es hier nichts, als Leere und peinigendes Mißbehagen fühlen. Sein Gemüth ist aus dem Gleichgewichte gehoben; darum hat es für den Frieden der Stille keine Empfänglichkeit mehr.

Frauen, endlich, die mit sich selbst zerfallen sind, die nicht zu sich kommen können, ohne allen Unmuth und alle Verstimmung des innern Zwiespaltes zu empfinden, die das geheime Bewußtseyn ihrer Schuld ängstigt, so bald das Getöse um sie her schweigt, sehen sich genöthigt, in der Welt Rettung vor sich selbst zu suchen, sich in ihrer Unruhe vor sich selbst zu verbergen, sich in ihrem Geräusche gegen die Stimme des Innern zu betäuben.

Immer ist das Gemüth des Weibes krank, das von dem Hange zum lauten Weltleben

beherrscht wird; immer ist der Geist verbildet, der daran überwiegendes Wohlgefallen hat; immer ist das Weib aus sich selbst heraus getreten, das sich unter den Geschäften und Lustbarkeiten der Welt an seinem Platze dünkt. Das an Gemüth und Geist gesunde und unverbildete Weib hat Sinn für die Stille, Freude an der Stille, und es hält es für sein Glück, in der heitern Stille des häuslichen Lebens seine Tage beschließen zu können.

Die Natur hat auch dem Weibe alles mitgetheilt, dessen es bedarf, damit ihm das stille Leben interessant werde. Die offne Empfänglichkeit für Eindrücke jeder Art, die Lebhaftigkeit, womit es auffaßt, was sich ihm darstellt, die Frische, womit fröhliche Bilder und zarte Verhältnisse sich in ihm abdrücken, der feine Beobachtungsgeist, dem nicht leicht etwas entgeht, was werth ist, sich mit dem

Leben zu vereinigen, führen ihm einen Reichthum von Gedanken zu, der auch seiner stillsten Einsamkeit Unterhaltungsmittel genug sichert. Seine rege Einbildungskraft zaubert diese Gedanken bald wieder hervor, kettet sie leicht an einander, und bildet daraus gefällige Gestalten, heitre Lebensgemählde, ergötzliche Plane und ganze idealische Welten.

An dem, was der weibliche Geist denkt, was die weibliche Phantasie bildet, hängt immer auch ein Gefühl des Herzens, wodurch es noch mehr geeignet ist, in das stille Leben der Frauen einzugehen.

Wie vieles haben nicht überdies Frauen in der Stille zu überlegen für ihre häuslichen Geschäfte, für die Erfüllung ihrer Pflichten, für die Angelegenheiten ihres Herzens! Wie oft gibt ihnen ihre Lage, ein Schmerz, eine sittliche Gefahr, eine Verlegenheit, das Bedürfniß der moralischen Bildung und der religiösen Gesinnungen etwas zu beherzigen,

wozu Stille erfordert wird! Sehr verwahr=
lost oder sehr verderbt ist das Weib, das die
Stille zu leer, zu einförmig oder zu lang=
weilig findet.

Auch die Gewalt der Stimmung im Weibe
verleiht dem stillen Leben hohes Interesse.
Wie viel Fesselndes ist schon in den innigern
Gefühlen des Weibes, und wie viele Vorstel=
lungen werden durch diese erzeugt! welche
Beschäftigung findet es in dem Wechsel und
in der Mischung derselben! wie kann das
Weib seinen Kummer und seine Freude, sein
Fürchten und sein Hoffen hin und her bewe=
gen, sich sinnend vorhalten, und in ein reitzen=
des Ideenspiel verwandeln!

Dazu kommt die Fähigkeit der Frauen,
sich mit ihren Umgebungen zu befreunden.
Mit flüchtigen Blicke über alles hingleiten,
und immer nach Neuem verlangen, das ist
nicht der reine Sinn des Weibes; der reine
Sinn des Weibes ist, das Nahe fest mit sich

zu verbinden, und sein eignes Leben in dasselbe hineinzubilden. Womit es durch Gewöhnung vertraut geworden ist, womit seine Gedanken und Empfindungen im täglichen Verkehr stehen, was es mit allen seinen Angelegenheiten in Verbindung gebracht hat, das ist dem Weibe das Liebste. Die Phantasie gibt den todten Gegenständen Leben, und verkettet sie in die Geschichte des Herzens. Tausend süße Gefühle werden wach, tausend heitre Bilder fangen an, sich zu regen, so bald es in ihre Mitte tritt. Frauen, denen dies eine fremde Erscheinung ist, ist auch der echte weibliche Lebensgenuß fremd.

Endlich soll auch die Liebe das stille Leben der Frauen begünstigen. Die Liebe sucht immer die Stille; in der Stille wird ihre ganze Wonne gefühlt; in der Stille ist sie ihres Reichthums gewiß, hier entfaltet sie ihr schönes Wesen.

Das Mädchen, welches Eltern und Ge-

schwister liebt, sehnt sich nicht nach dem bunten Gepränge der Welt; es hat genug an den Menschen, an welchen sein Herz hängt, Zerstreuung genug an dem, was sich in dem stillen Kreise ereignet, Freude genug an den Werken der Liebe, Abwechselung genug in den Beschäftigungen, die die Pflicht ihm anweist, und wobey die Liebe es leitet.

Das Weib, welches seinen Gatten liebt, verlangt nicht nach den Lustbarkeiten und Huldigungen der Welt; es hat in dem Einen alles, der Seligkeit mehr, als sein Herz umschließen und durchfühlen kann; die Sorge für ihn gibt ihm hinlänglich zu thun; der Gedanke an ihn läßt es vergessen, was sonst sein Wohlgefallen gewinnen könnte. Die Stunden der Erholung in seinen Armen gewähren ihm Genüsse, in deren Besitze alle Lüsternheit nach denen, welche die Welt mit großem Gepränge anbeut, vergeht.

Die Mutter, welche ihre Kinder liebt, ist

nirgends froher, als wo sie von ihnen umgeben ist, und wo nichts sie stört für dieselben, mit und in ihnen zu leben. Ihre Anhänglichkeit, ihre Entwickelung, ihre heitern Spiele, ihre Unschuld und ihre Hoffnungen bilden um sie eine kleine Welt, die aber viel herrlicher ist, als die große da draußen.

Nicht umsonst hat die Natur alle diese Einrichtungen getroffen, die Stille ist die Bestimmung des Weibes. Der Mann soll denken und wirken für die Welt; sein Beruf führt ihn oft dahin, wo das Geräusch am lautesten, das Gedränge am heftigsten ist, wo die Bestrebungen sich am meisten durchkreuzen, und die Leidenschaften am wildesten gegen einander kämpfen. Des Weibes Beruf fällt ganz in das häusliche Leben, dieses aber ist ein Leben der Stille, und in eben dem Maße, als es aus der Stille heraus tritt, um sich mit dem Geräusche und Glanze

welche das eigne Herz und der Besitz weniger geliebten Menschen umschließen, für sie die einzigen. Die Kinderlose, der auch nicht einmal eine Freundinn ward, ist allein an sich selbst gewiesen; wohl ihr, wenn sie sich frühe mit diesem Loose vertraut gemacht hat!

Der Matrone endlich legen ihre Jahre die Pflicht auf, in der Stille zu leben. Was sie mit der Welt zusammenhielt hat seine Kraft verloren, die Welt kann ihr wenig mehr geben, sie kann der Welt nichts mehr seyn. Der Anstand will, daß sie Verzicht leiste, wenn die Eitelkeit sie überreden möchte, hier noch eine Rolle spielen zu können. Nur in den einfachern Kreisen duldet man sie, von den geräuschvollen und glänzenden schließt man sie aus. Wohl ihr, wenn die Früchte eines erfahrungsreichen und besonnenen Lebens, wenn die Schätze eines gebildeten Geistes und veredelten Herzens, und die

Liebe

Liebe guter Menschen sie in die Einsamkeit begleiten!

Es gibt allerdings auch Frauen, die durch ihre Verhältnisse genöthigt sind, viel in der Welt zu leben, und keine soll sich der Welt ganz entziehen. Ohne die Frauen würde das gesellige Leben den größten Theil seiner Annehmlichkeiten verlieren. Sie müssen in demselben die wilde Freude besänftigen, die Sitte bewachen, die Unterhaltung bereichern; sie müssen durch ihr inniges und fröhliches Gemüth die Reitze desselben erhöhen. Die Welt hat Ansprüche darauf, ihre Schönheit und Tugend zu sehen, und an ihrem Adel sich aufzurichten.

Nur verlasse das Weib den Kreis nicht, aus dem es sich, ohne Verletzung seiner Weiblichkeit, nicht entfernen kann. Es mische sich nicht in das Weltgeschäft; es strebe nicht in der Welt bedeutend zu werden; es jage nach

keinem Glücke, das nur in der Welt erreicht wird; es hüthe sich vor Leidenschaften, die, vom Weltleben erweckt, immer fester an die Welt fetten; das Weltleben werde ihm nicht Bedürfniß und Lust, denn den wahren Frieden wird es nicht in der Welt finden.

Auch die Weltfrau darf nicht vergessen, daß sie, als Weib, für die Stille geschaffen ist; es muß ihr keinen Zwang kosten, in die Stille zurückzukehren; sie muß, in dem Bewußtseyn, hier sey ihre Heimath, sich von selbst dahin zurück ziehen, so oft sie kann. In der Stille finde sie ihr beßres Selbst wieder, das ihr in der Welt so oft aus den Augen gerückt wird; in der Stille überlege sie die Erfahrungen, die sie in der Welt gemacht hat; in der Stille bedenke sie ihr Herz, und waffne sich gegen die Versuchungen, die sie in der Welt antreffen wird. Hier sammle sie innre Kraft, das Geräusch der Welt zu

ertragen; hier belebe sie den höhern Sinn, den so viele Eindrücke der Welt schwächen.

Das stille Leben kann nur den verstimmten Frauen ein armes und finstres Leben seyn; aber diesen Frauen wird auch die Welt keine wahren Genüsse geben, wahre Genüsse hat sie nur für diejenigen, die dieselben in der Stille noch beseligender antreffen.

Reich ist das stille Leben des unverstimmten und nicht ganz verwahrlosten Weibes in der Beschäftigung mit sich selbst, mit Gott und mit denen, die es auf Erden liebt, reich in seiner sinnigen Sorge, in seinem ordnungsvollen Fleiße, in seinen mannichfaltigen häuslichen Arbeiten, reich im Gefühle seiner Besitzthümer, im Bewußtseyn erfüllter Pflichten und in dem, was sich unaufhörlich in seiner Seele entwickelt. Wäre es auch in diesem Leben allein auf sich beschränkt: doch würde es ein reiches Leben bleiben.

Ein gebildeter Geist wird den Reichthum des stillen Lebens vermehren, indem er den Sinn für das, was ein solches Leben anbeut erweitert und schärft, und die Stoffe der Unterhaltung vervielfältigt; indeß ist jener Reichthum schon ohne eine ausgezeichnete Bildung groß, wenn es nur nicht an gesundem Verstande und einem weichen, empfänglichen Herzen fehlt.

Ein so reiches Leben muß nothwendig ein seliges seyn. Aus allen seinen Beschäftigungen reifen süße Freuden, Freuden, die, einfach, wahr und rein, keiner Kunst und Täuschung bedürfen, keine Leere und Unruhe zurücklassen, keinen Ueberdruß und keine Reue nach sich ziehen, von keinen Sorgen und Vorwürfen verbittert werden, Freuden die immer mit demselben Reitze wiederkehren, die, weil sie im Gemüthe selbst ihren Ursprung haben, von äußerlichen Zufälligkeiten wenig abhangen,

und sich zuletzt in einen Geist der Freude vereinigen, der das ganze Daseyn beherrscht.

Das stille Leben der Frauen ist in jeder Hinsicht ein wohlthätiges.

Vor vielen Stürmen des Unglückes ist das Weib in seiner Stille geborgen. Je mehr man mit der Welt zusammenhängt; desto mehr muß man ihren wandelbaren Geschicken anvertrauen, desto mehr hat man in ihr zu verlieren, von desto mehrern Seiten kann man angegriffen, desto empfindlicher kann man verletzt werden. Muß sich das Weib in der Stille mit wenigerm begnügen; so wird es dieses Wenigern in höherm Grade froh, und ist sicherer vor Beeinträchtigungen und Verlust. Kränkungen, die von Menschen herrühren, erfährt die eingezogene Frau weit seltener, als die, welche sich mit Geräusch und Glanz zu umgeben sucht. Zwar kann auch das stillste Leben nicht allen Kummer

vom Weibe abhalten, mancher Schmerz wird sich auch da tief in sein Herz drücken; aber es wird leichter Trost finden, das feste Halten an sich selbst, die Besonnenheit seines Geistes, die fromme Betrachtung und die ruhigere Gelassenheit seines Gemüthes werden entweder seinen Kummer lindern, oder ihm Stärke verleihen, ihn zu tragen.

Die Widerwärtigkeiten, denen man im Weltleben ausgesetzt ist, wiegeln das Innere auf, und erregen in demselben heftige Kämpfe; sie fordern kraftvollen Widerstand, bald um sie selbst zu besiegen, bald um die Ruhe des Gemüthes zu retten. Der Mann wird durch sie geübt und gestählt, das Weib büßt unter ihnen gewöhnlich die Einheit seines moralischen Lebens ein. Das Unglück, dem man auch in der Stille nicht entgeht, wirkt mehr auf das Gefühl als auf die strebende Kraft; es will erduldet — nicht bestritten seyn, es nimmt die Ergebung in Anspruch, wozu die

Natur des Weibes Herz gebildet hat. Armuth, Verlassenheit, Verkennung, harte Urtheile, Krankheit, Trennung von geliebten Menschen und häusliche Leiden, das sind die Prüfungen des stillen Lebens, die das Weib besser übersteht in seiner Milde und Innigkeit, als der Mann in seinem Ungestüm.

Sehr viel kommt bey den Frauen darauf an, daß in ihrem Herzen keine Leidenschaften erwachen. Bey den Männern ist die Disposition zu Leidenschaften in der ursprünglichen Einrichtung der Natur gegründet, das Entstehen derselben nicht selten von der Entwickelung ihrer Anlagen und von den Eindrücken, die sie empfangen, unzertrennlich, sie bedürfen zuweilen der Antriebe, die von diesen herrühren, um das zu leisten, was von ihnen gefordert wird; dagegen setzt die größere Stärke des Verstandes und des Willens sie in den Stand, die Leidenschaften in Ordnung

zu halten, und, wo es nöthig ist, zu besiegen. Bey den Frauen ist jede heftige Leidenschaft Entartung, jede verwüstet das weibliche Herz. Besonnenes, liebevolles Wirken ist ihre Bestimmung, und dies können Leidenschaften nur stören, nie befördern. Das beßre Gefühl ist ihr Schutz gegen Verirrungen — stark genug, die Aufwallungen andrer Gefühle zu unterdrücken, und ein ruhiges Leben zu beherrschen, aber nicht, den Andrang heftiger Leidenschaften zurückzuschlagen, und die ungezügelten zu bändigen. In dem Aufruhre der Leidenschaften geht das weibliche Gemüth unvermeidlich zu Grunde. Des Weibes Heil beruht darauf, daß es nie die Regungen derselben in sich erfahre. Das Weltleben aber erzeugt sie, durch seine blendenden Vorspiegelungen und betrüglichen Güter. Das stille Leben soll es gegen sie in Schutz nehmen; denn ob sie gleich auch diesem nicht ganz fremd sind, so hat es doch der Weckungs-

mittel weniger, und es wird ihm leichter, das Aufkommen derselben zu verhindern.

Nicht bloß vor den Verderbnissen der Leidenschaft, auch vor allem, was sonst noch das Herz verdirbt, ist das Weib in der Stille mehr, als in der Welt verwahrt. Die Sinnlichkeit wird hier nicht so vielfach gereitzt, und so heftig erschüttert, mit den Gegenständen der strafbaren Begierde bleibt diese selbst unbekannt. Die Veranlassungen und Gelegenheiten, die das schwache Herz verleiten könnten, finden sich hier nicht so zahlreich; die Verhältnisse, die, in ihren künstlichen Verwickelungen, das Herz bestricken, sind hier einfacher; der Anblick des Bösen, der in der Welt das moralische Gefühl abstumpft, ist hier seltener; die Beyspiele des Bösen, von denen man in der Welt hingerissen wird, werden hier nicht so oft wahrgenommen; die absichtliche Verführung wagt sich nicht leicht in das Heiligthum eines stillen Lebens. Ist das stille

Leben dabey ein beschäftigtes, dem ernsten Nachdenken, der Bildung und der Pflicht geweihtes: dann werden auch die Gefahren nicht zu besorgen seyn, die aus der sich selbst überlassenen Phantasie entspringen; doch darf die sittliche Wachsamkeit nie aufhören.

Von Vorurtheilen wird das Weltleben beherrscht — und jeder, der sich in demselben umhertreibt, mehr oder weniger, davon angesteckt; es ist sehr schwer, hier unabhängig zu bleiben von Menschen und Verhältnissen, die uns oft die drückendsten Fesseln anlegen. Daher kommen mancherley Verstimmungen Verdüsterungen des Geistes, Verengungen des Herzens, Umwölkungen des Gemüthes.

Im stillen Leben erhält sich das Weib die Gesundheit des Verstandes und des Herzens, es beurtheilt jegliches, wie es sich ihm darstellt, seine Ansichten sind eigne und natürliche, seine Grundsätze die Frucht der Ueberlegung; und wenn dabey auch manche Miß-

griffe vorfallen, so sind diese bey weitem nicht so bedenklich, wie die Irreleitungen durch die öffentliche Meynung und den in der Gesellschaft herrschenden Ton.

In dem stillen Leben ist Freyheit, man gehört darin sich selbst und seiner Pflicht an; und sich selbst und seiner Pflicht soll das Weib immer angehören. Je enger der Kreis ist, in dem man sich bewegt; desto weniger hat man Rücksichten zu nehmen, desto weniger braucht man sich zu beschränken und Zwang anzuthun. In dem stillen Leben hat das Weib nicht nöthig, eine doppelte Rolle zu spielen, wobey immer sein Herz verletzt, und der Widerspruch schmerzlich empfunden wird.

Die Eintracht des Geistes und Gemüthes, das harmonische Zusammenwirken aller Kräfte, richtiges Denken, Fühlen und Wollen gedeihen am besten in der Stille des weiblichen Lebens. Darum wohnen auch in der Stille

Leben dabey ein beschäftigtes, dem ernsten Nachdenken, der Bildung und der Pflicht geweihtes: dann werden auch die Gefahren nicht zu besorgen seyn, die aus der sich selbst überlassenen Phantasie entspringen; doch darf die sittliche Wachsamkeit nie aufhören.

Von Vorurtheilen wird das Weltleben beherrscht — und jeder, der sich in demselben umhertreibt, mehr oder weniger, davon angesteckt; es ist sehr schwer, hier unabhängig zu bleiben von Menschen und Verhältnissen, die uns oft die drückendsten Fesseln anlegen. Daher kommen mancherley Verstimmungen Verdüsterungen des Geistes, Verengungen des Herzens, Umwölkungen des Gemüthes.

Im stillen Leben erhält sich das Weib die Gesundheit des Verstandes und des Herzens, es beurtheilt jegliches, wie es sich ihm darstellt, seine Ansichten sind eigne und natürliche, seine Grundsätze die Frucht der Ueberlegung; und wenn dabey auch manche Miß-

griffe vorfallen, so sind diese bey weitem nicht so bedenklich, wie die Irreleitungen durch die öffentliche Meynung und den in der Gesellschaft herrschenden Ton.

In dem stillen Leben ist Freyheit, man gehört darin sich selbst und seiner Pflicht an; und sich selbst und seiner Pflicht soll das Weib immer angehören. Je enger der Kreis ist, in dem man sich bewegt; desto weniger hat man Rücksichten zu nehmen, desto weniger braucht man sich zu beschränken und Zwang anzuthun. In dem stillen Leben hat das Weib nicht nöthig, eine doppelte Rolle zu spielen, wobey immer sein Herz verletzt, und der Widerspruch schmerzlich empfunden wird.

Die Eintracht des Geistes und Gemüthes, das harmonische Zusammenwirken aller Kräfte, richtiges Denken, Fühlen und Wollen gedeihen am besten in der Stille des weiblichen Lebens. Darum wohnen auch in der Stille

am liebsten der Friede und die selten unterbrochene Heiterkeit. Die reinste und froheste Stimmung ist das Eigenthum des stillen Lebens.

Endlich begünstigt das stille Leben ganz vorzüglich die Bildung des weiblichen Geistes und Herzens. Die Bildung, welche das Weltleben gibt, ist selten echt, nie tief. Männer müssen freylich durch die Welt, um die Erfahrungen zu machen, von denen die Aufklärung ihres Verstandes ausgeht; die Beobachtungen hingegen, die den Geist der Frauen erleuchten sollen, lassen sich auch in dem engern Kreise anstellen, sie lassen sich überdies hier verarbeiten, aus einander legen, prüfen, mit dem Vorrathe der übrigen Gedanken und Empfindungen verknüpfen, und in das Innerste des Gemüthes aufnehmen. Das rechte Wissen, das lebenvolle Umfassen und Durchdringen, das helle Sehen und die

vollständige Aneignung sind das Werk der Stille.

Unter dem Einflusse dessen, wovon die Frauen in der Stille umgeben sind, und der Stille selbst, entwickeln sich am besten die zarten Gefühle der Weiblichkeit; von der Stille empfangen sie Nahrung und angemessene Pflege, während sie im Weltleben oft überreitzt und oft verfälscht, oft in unnatürlicher Richtung, und oft einseitig hervorgetrieben werden. Leise berührt, treten sie in der Stille auch leise hervor, und gewinnen allmählich die schöne und reiche Ausgestaltung.

Einfalt und Wahrheit, Sanftmuth und Demuth, Milde und Ergebung — wo kämen diese wohl besser fort, als im stillen Leben, wo ihnen wenig entgegen wirkt, viel zu ihnen stimmt, alles sie fördert? Wo hat man den echt weiblichen Charakter herrlicher gesehn, als bey den Frauen, die in der Stille sich die Reinheit der Natur bewahrten, und an ihrer

Veredlung arbeiteten? Nur einzelne Bruchstücke dieses Charakters werden wir bey denen antreffen, die immer in der Welt sind.

Die Künste und Fertigkeiten, die den Frauen so sehr zur Zierde gereichen, und wodurch sie so sehr zu erfreuen vermögen, werden meist in der Stille geübt.

Eine Frucht der Stille ist das Edelste im Weibe: sein Glaube, seine Liebe und seine Hoffnung. Die Schicksale, denen die Frauen in ihrem stillen Leben ausgesetzt sind, die Innigkeit des Gemüthes, die das stille Leben erzeugt, die Betrachtungen, womit das stille Leben sie beschäftigt, die Empfindungen, die es in ihnen hervorlockt, die Befreundungen, die es für sie stiftet, die Bedürfnisse, die es in ihnen weckt, die Sorgen, die es ihnen auflegt — dieses alles muß den religiösen Sinn beleben und stärken, und ihn immer mehr zur Frömmigkeit befestigen. In der Welt verliert das Weib nur zu oft Gott

und den Himmel aus den Augen; sein Herz wird kalt und eitel; höchstens bleiben einige Regungen für das Unsichtbare zurück, die wenig wirken, und ganz unvermögend sind, das Gemüth zu beherrschen. In der Stille, wenn sonst keine Verstimmungen und Verbildungen dies verhindern; hängt sein Sinn an Gott, sein Blick am Himmel, und erfüllt selige Wärme sein Herz.

So ist das stille Leben der Frauen ihrer Natur in jeder Hinsicht angemessen, in sich reich und glücklich, und wohlthätig für alles, was das Weib ehrt und verherrlicht.

7.

Das sorgenfreye Gemüth.

Es gibt eine, den Frauen eigne, Sorgsamkeit, die man schön nennen, und zu den weiblichen Tugenden rechnen muß. Sie sieht dahin, daß alles wohl stehe, so weit dies nähmlich durch Fleiß, durch kluge Berechnung und Verwendung und gute Einrichtungen jeder Art bewirkt werden kann. Das häusliche Leben, der Verkehr mit befreundeten Menschen und die Anstalten zur geselligen Freude sind es vornehmlich, worin sie sich äußert.

Die sorgsame Frau wacht darüber, daß nichts umkomme, daß es an keinem Erforderlichen fehle, daß jedes auf das Beste gethan werde, daß sich nirgends Verlegenheit

und

und Mißbehagen einstellen: was heißt das anders, als sie erfüllt ihren weiblichen Beruf treu und mit Innigkeit? Daraus entwickelt sich nach und nach das sorgsame Wesen, Geschmack an dem Ueberlegen und Beschicken, eine immer gespannte Aufmerksamkeit auf Unbequemlichkeiten und Vortheile, die Fertigkeit, schnell wahrzunehmen, ob alles hinlänglich vorhanden, und in der rechten Ordnung — wo etwas zu verhüthen oder zu verbessern ist, ein gemüthliches Leben in dem, was man verrichtet, Haushaltungsgeist, Sinn für das Sparen und für häuslichen Ueberfluß, ohne Rücksicht auf großen oder geringen Werth, wenn er nur viel zu zählen und zu verwahren gibt — für Küchen- und Kellerschätze — und besonders für alles, was lange hinter dem Schlosse gelegen. Am interessantesten erscheint die weibliche Sorgsamkeit, wenn Liebe sie beseelt, und sie in das freundliche Bemühen, es andern bequem und angenehm

zu machen, Lästiges von ihnen zu entfernen, ihre Wünsche zu befriedigen, und sie mit Gefälligem zu umgeben hinüber leitet. Das Besorgte, Sinnige, Gutmüthige, leise Ausspähende und unmerklich Abhelfende in diesem Bemühen spricht noch mehr zum Herzen, als alle Annehmlichkeiten, welche daraus erwachsen.

Daß die weibliche Sorgsamkeit oft ins Kleinliche geht, daß sie Dinge, an denen nicht viel gelegen ist, mit einer Anstelligkeit behandelt, als wenn alles davon abhinge, daß sie es sich mehr als billig zu Gemüthe zieht, wo etwas mißrathen ist, oder nicht gehörig hat herbey geschafft werden können, und darin eine gewisse Beschränktheit des Sinnes verräth, daß sie zuweilen etwas Bekümmertes, Peinliches annimmt, daß sie oft zu viel Umstände macht, über den Anstalten den Zweck vergißt, und denen lästig wird, die sie erfreuen will: kann man ihr, um des Liebens-

würdigen willen, was sie sonst an sich hat, wohl zu Gute halten; wenn nur nicht gar zu frühe gesorgt, zu lange hintennach gegrübelt wird, über das, was sich nicht mehr ändern läßt.

Solche Sorgsamkeit, die zur Erleichterung und Verschönerung unsers Daseyns so viel beyträgt, der wir die köstlichsten Gaben des häuslichen und geselligen Lebens verdanken, zu der sich gewöhnlich noch so viel andre treffliche Eigenschaften gesellen, und die uns so manchen schönen Zug der Weiblichkeit enthüllt, ist der Sorgenfreyheit so wenig entgegen, daß diese nicht anders, als in jener aufleben kann. Wo das noch nicht gethan ist, was man selbst zu thun vermag, wie könnte da das Gemüth vernünftiger Weise von Sorge frey seyn? Die ganz und mit Liebe erfüllte Pflicht stimmt erst zur heitern Freyheit.

Sorgenfreyheit ist nicht Sorglo-

sigkeit — jene eine Tugend, diese ein Fehler und im Widerspruche mit der schönen weiblichen Sorgsamkeit. Besonnenheit und Wirken sind von der Sorgenfreyheit unzertrennlich, eben diese verscheuchen die umwölkende Sorge; die Sorglosigkeit aber ist entweder Leichtsinn oder träge Nachlässigkeit. Das sorgsame Weib, wenn es sonst nur in seinem Innern recht gestimmt ist, hat die meiste Zeit ein frey und fröhlich Herz, und im Ganzen guten Muth, denn es füllt seinen Kreis aus.

Was aber der Sorgenfreyheit entgegensteht, ist der Hang zum Sorgen, der immer etwas Beklommenes, etwas Dumpfes und Schwüles hat, und mit dem Gemüthe das Leben verdüstert. Die Sorgsamkeit ist größten Theils mit dem Gegenwärtigen beschäftigt, der Hang zum Sorgen allein mit der Zukunft. Jene sucht dem Uebel vorzu-

beugen oder abzuhelfen; dieser quält sich mit der Vorstellung desselben, das Wahrscheinliche, das bloß Mögliche macht ihm mehr zu schaffen, als das Wirkliche. Jener thut das Ihrige, und wartet dann ruhig ab, was daraus kommen mag; dieser kann wenig thun, weil er immer daran denken muß, was sich wohl noch zutragen, welchen Ausgang dieses und jenes gewinnen könne, wie man das Bedrängende oder Gefürchtete überstehen werde. Mit den vernünftigen Gedanken verbinden sich tausend Hirngespinnste, um die Noth zu vergrößern.

Das Unruhige, Bange, die Neigung in die Zukunft hinüber zu schweifen — nicht um auf sie Rücksicht zu nehmen, sondern um sich ihren unfreundlichen Eindrücken hinzugeben, ist das Unterscheidende des Hanges zum Sorgen. Durch ihn wird das Gemüth der Sorge voll und mit all ihrem Schweren, Drückenden belastet. Er erzeugt in demselben verzag-

tes Wesen, beständige ängstliche Richtung auf das Unangenehme, und aus ihm entwickeln sich unaufhörlich Schreckbilder der Phantasie.

Die sorgenvolle Frau kann nie recht froh seyn; sie hat immer etwas, womit sie kämpft; sie schafft sich die Sorge selbst, wenn sie sich ihr nicht von außen her aufdringt; wo sie nicht sieht, ahnet sie desto mehr; in dem Arglosesten glaubt sie Bedenkliches wahrzunehmen, und die geringfügige Bedenklichkeit wird in ihrem Auge zur drohenden Riesengestalt.

Die weibliche Sorgsamkeit verwandelt sich indeß leicht in Hang zum Sorgen, wenn nicht Gutmüthigkeit und gesunde Vernunft sie bewachen. Die genaue Aufmerksamkeit auf das Kleine gibt diesem eine Wichtigkeit, wobey man sich der Sorge nicht wohl erwehren kann, wenigstens die Unbefangenheit einbüßt. Es knüpfen sich immer mehr Interessen des

Herzens daran, welche die Erwartung ängst=lich spannen. Das Peinliche der Verrichtung wird peinliches Umsichschauen nach Hindernis=sen und Befährdungen, Beengtheit des Ge=müthes und endlich zagende Furcht. Ueber dem Bestreben, daß überall genug sey, ge=langt man unvermerkt dahin, zu glauben, es sey noch immer nicht genug, wenn schon längst Ueberfluß da ist; das Genug befaßt das Bedürfniß auf lange Zeit; man will jetzt schon sicher seyn, daß es nie fehle. Die Sparsamkeit artet in Kargheit aus, und der Kargheit sitzt die Sorge unablässig auf der Stirne. Die Bemühungen, das Uebel abzu=wenden oder zu erleichtern verstärken nicht sel=ten die Vorstellung desselben, und räumen ihr mehr Gewalt über das Herz ein, als recht ist, woraus wieder die Sorge Nahrung zieht.

Aber auch hiervon abgesehen, findet der Hang zum Sorgen in der Natur und der Lage der Frauen viele Begünstigungen.

Bey den meisten ist freylich die Disposition zum Leichtsinne vorherrschend, doch nicht bey allen, und oft läßt er der Sorge noch neben sich Platz. Selten erstreckt sich der Leichtsinn der Frauen über alle ihre Angelegenheiten, gewöhnlich ist noch etwas, das sie mit einiger Aengstlichkeit behandeln, und dem sie mit einiger Aengstlichkeit zusehen. In häuslichen Dingen, wo alles auf ihren Schultern liegt, pflegen sie besonders sorgenvoll-überlegsam zu seyn, wie in allem, was zum Fortkommen in der Welt gehört.

Kein Wunder; das Verwalten und Verwenden ist ihr Geschäft. In geringen Summen geht alles durch ihre Hände. Alles will überzählt, zugetheilt und in seine Ordnung gebracht seyn, darum muß ihnen alles viel wichtiger vorkommen, als den Männern, die im Großen erwerben und ausgeben. Sie merken leichter, wo und wie oft es fehlt, schon wegen ihrer Feinsinnigkeit. Sie wissen

besser, welche Verlegenheiten daraus entstehen — und wie viel dazu gehört, daß es nirgends fehle. Der Kleinhandel des Lebens, neben dem die Sorge immer fortschleicht, ist ihre Sache.

Damit verbindet sich das Gefühl ihrer Schwäche, das zur Schüchternheit und Verzagtheit stimmt, und sich nie genug glaubt sichern zu können. Der Starke hofft, das Ungemach von sich abzuwehren, und sich das Nöthige selbst zu verschaffen; der Schwache zittert, wo jenes droht, und wo ihm dieses gefährdet wird; schon die bloße Möglichkeit des Einen oder des andern muß ihn beunruhigen, denn was will er dagegen aufbiethen?

Auch ist das Weib abhängiger als der Mann; es hat in den Glücksspielen des Lebens mehr zu gewinnen und zu verlieren; seine zarte Natur kann eher verletzt werden; tausend Zufälle, die dem Manne nichts anhaben, bringen ihm Unheil; die häufigen Bey-

spiele, daß Frauen aus glänzenden Umständen in gänzliche Hülfslosigkeit versetzt wurden, müssen in dem weichen Gemüthe tiefe Eindrücke hervor bringen, und die Frage mächtig anregen: könnte das nicht auch einst dein Loos seyn?

Die Erfahrungen, welche die Frauen von der Ungunst des Schicksales machen, ihre vielfachen Leiden, tragen nicht wenig bey, den Hang zum Sorgen zu vergrößern. Wem schon oft Unangenehmes begegnet ist, der wird leicht mißtrauisch und geneigt, Aehnliches wieder zu erwarten. Bey den Frauen geht jede Verstimmung, jedes schmerzliche Gefühl, das bey den Männern die widerstrebende Kraft aufregt, gewöhnlich in Sorge über; vorzüglich ereignet sich das mit den Verstimmungen und schmerzlichen Gefühlen, welche aus Zerrüttungen des Körpers entstehen. Das Kränkeln der Frauen führt, schon wegen der er-

höhten Reizbarkeit der Nerven, sorgendes Grübeln mit sich.

Endlich muß noch der ganze und halbe Müßiggang des weiblichen Geschlechtes mit in Anschlag gebracht werden. Viele Frauen sorgen aus langer Weile und aus der üblen Laune, welche der Geistes- und Herzensleere eigen ist.

So leicht sich der Hang zum Sorgen aus der Natur und den Verhältnissen der Frauen entwickelt: er bleibt nichts desto weniger Entartung und Verkehrtheit. Wie der Leichtsinn auf der Einen, so schweift der Hang zum Sorgen auf der andern Seite ab — und es ist noch die Frage, welcher von beyden Fehlern schlimmer sey. Beyde erzeugen ihre eigenthümlichen Verderbnisse; beyde zerstören die selige Eintracht des Gemüthes, das Schöne der Weiblichkeit und das Sanfte, Liebens-

würdige der Tugend; beyde hindern mehr oder weniger alles Gute in der weiblichen Seele.

Doch läßt sich, wie der Leichtsinn, so auch der Hang zum Sorgen mit Erfolg bekämpfen, und Selbstversäumung, wenn nicht Selbstverbildung, trägt immer die Schuld davon, daß er das Gemüth gefesselt hält. Das beweisen die edeln Frauen, die, bey großer Reitzbarkeit und in unfreundlichen Verhältnissen, sich über ihn hinaufgearbeitet haben.

Vor allem muß die Selbstsucht geschwächt werden. Bey vielen Frauen ist offenbar das Sorgen nichts, als Folge ihrer selbstsüchtigen Leidenschaften. Sie begehren mit Ungestüm, und wollen nie etwas von ihren Besitzthümern einbüßen; da man aber jeden Augenblick verfehlen und verlieren kann, so müssen sie beständig in Furcht seyn, besonders wenn sich Beeinträchtigungen in der Nähe zeigen. Sie haben nie genug, sie sehen im Ueberflusse schon den drohenden Man-

gel, dadurch wird ihrem Geiste die Richtung zum Sorgen immer mehr eigen — das Sorgen selbst Lebensgeschäft und eins mit dem Streben und Bewachen.

Doch lassen wir diese, an denen selten etwas zu bessern ist. Auch die feinere Selbstsucht macht zum Sorgen geneigt, indem sie das Selbstinteresse in die Mitte alles Denkens und Fühlens stellt, und dem Gemüthe für die Vorstellungen von Beeinträchtigungen große Reizbarkeit gibt. Wer seine individuellen Angelegenheiten nicht hoch anschlägt, der wird sich wenigstens nicht mit unnöthigen Bekümmernissen um dieselben quälen, und wenn er seine Pflicht gethan hat, dem Schicksale seinen Lauf lassen.

Das ist der Hauptunterschied, des edeln Selbstgefühles, welches aus dem Bewußtseyn des Werthes kommt, von der Selbstsucht, daß jenes, stark und gewiß in sich, mit überwiegender Sicherheit um sich blickt, diese

aber, mit Schwäche ganz und gar behaftet, scheu und verzagt herumlauert, und am meisten nach dem Bedenklichen späht.

Die Sorge kann nicht in die Höhe, wenn ihr nicht die Selbstsucht unter die Arme greift; von der Sorge ganz beherrscht — werden nur eigennützige Gemüther. Je mehr wir uns gewöhnen zur Hingebung an Welt und Menschen, an das, was man erlebt und verrichtet, ohne davon jeden Augenblick, auf sich selbst zurückgetrieben zu werden, desto weniger wird die Sorge uns anhaben; je mehr Selbstentäußerung, desto weniger Sorge, desto leichter das Herz. Beschränkung der Selbstsucht führt zur Resignation, und Resignation ist das Vornehmste der Sorgenfreyheit.

Doch volle Selbstentäußerung, eine Resignation, die, weil sie nicht mehr fürchtet, auch nicht mehr hofft — wer könnte die vom Menschen verlangen? Sich über alles eigne

Interesse zu erheben, ist weder den Kräften noch den Bedürfnissen der menschlichen Natur angemessen. So lange wir aber noch Interesse haben, wird es auch an Veranlassungen zur Sorge nicht fehlen. Vertheilung desselben an mehrere Gegenstände muß, nächst der Mäßigung, die nachtheiligen Wirkungen verhüthen, die es in dieser Hinsicht haben könnte. Wer an Einem mit ganzer Seele hängt, von Einem alles erwartet, der vermag nie ohne Sorge zu seyn, weil es so wenig bedarf, ihm dieses Eine zu beschädigen oder zu entreißen. Wie sollte man dem wechselvollen Spiele des Zufalles gefaßt zusehen, wenn Ein Wurf vielleicht über das Heil des Lebens entscheidet? Bey den Frauen ist es ohnehin etwas Unnatürliches, daß Ein Interesse ausschließend, oder mit großem Uebergewichte über die andern in ihnen herrscht. Ein nach allen Seiten hin gerichteter und geöffneter Lebenssinn ward ihnen

verliehen, und an die Erhaltung desselben der Friede und der schöne Genuß des Lebens geknüpft. Darum ist es geschehen, so bald irgend ein Interesse aus dem rechten Verhältnisse tritt, und die Empfänglichkeit für das Uebrige, was werth gewesen wäre, in ihrem Gemüthe einen Platz zu finden, und die Einheit desselben vollenden mußte, schwächt.

Zum Glücke wird es den Frauen nicht schwer, erloschene Interessen wieder herzustellen, selbst neue zu erzeugen; ihrem feinen Beobachtungsgeiste, ihrer zarten Empfindung, ihrer lebhaften Phantasie, ihrer Fähigkeit sich anzuschließen gelingt es bald, sich mit Gegenständen, die ihnen bisher fremd waren, in Befreundung zu setzen. Je weiter sie es darin gebracht haben; je zahlreichere Quellen der Hülfe und des Genusses das Leben ihnen öffnet; je mehr Gegenstände hier ihr Wohlgefallen freundlich fesseln: desto weniger dürfen sie fürchten, je ganz zu verarmen, und

mit desto leichterm Muthe werden sie an Unfälle denken, die ihnen das Eine gefährden, weil ihnen ja noch so viel bleibt.

Das Interesse der Liebe mag indeß eine Ausnahme machen; wie es auch die Natur gewollt hat, die dasselbe in der weiblichen Seele über alles andere hinauf hob. Herrschend sogar, und jedes andre sich unterwerfend, kann es den Hang zum Sorgen nicht begünstigen. Die Liebe, zumal die weibliche, ist sorgsam, daß sie dem Geliebten ein genügliches und fröhliches Daseyn bereite; aber das Enge und Drückende der Sorge ist weit von ihr, heiter und selig vertraut sie ihrem Genius. Nichts, als der Verlust oder das Unglück des Geliebten könnte sie ängstigen; indeß an jenen denkt sie nicht, ihr ist, als ob sie den Geliebten immer behalten würde, und dieses hofft sie selbst von ihm abzuwenden, oder ihm reichlich zu vergüten. So offenbart

sich auch hierin, wie nahe die Sorge der Selbstsucht verwandt ist.

Die Vertheilung des Interesse's schließt die Sorge noch nicht ganz aus. In solchen Gemüthern, die einmal eine Richtung zum bekümmerten Grübeln genommen haben, könnte sie wohl gar dieselbe vermehren, indem sie ihre Gegenstände vervielfältigt. Deßwegen muß man auch jener Richtung dadurch entgegen arbeiten, daß man sich, genießend und wirkend, recht in die Gegenwart hinein lebt.

Das Sorgen, wenn nicht etwa außerordentliche Umstände es aufregen, ist ein Beweis, daß die Gegenwart unser Inneres nicht hinlänglich besitzt und ausfüllt; in den Augenblicken, wo uns das Leben in seinen Gütern und Ereignissen befriedigt, sind wir nicht geneigt, uns mit der Zukunft viel abzugeben, am wenigsten, unangenehme Vorstellungen davon zu unterhalten. Das gilt vorzüglich

von den Frauen, denen der Gedanke an die Zukunft immer etwas fern liegt, und mit einiger Mühe herübergehohlt werden muß, da hingegen das Gegenwärtige, welches die Sinne in Anspruch nimmt, sie mächtig anzieht. Selten ist auch die Gegenwart so arm oder so freudenlos, daß sie sich nicht im Besitze des weiblichen Herzen zu behaupten vermöchte, wenn sich dieses nicht selbst von ihren Schätzen wegwendet; und wäre sie es wirklich, dann wird das Auge eher hoffend als fürchtend in die Zukunft blicken. Nicht die dunkeln kummervollen Stunden, sondern die Stunden der Leere, der Nichtbefriedigung, des halben Mißbehagens, des losen Zusammenhanges mit sich selbst und seine Umgebungen pflegen zur Sorge zu stimmen. Würden diese aber wohl häufig vorkommen, wenn man die an sich so einfache Kunst, die Gegenwart zu genießen besser verstände, wenn man nicht so viele Annehmlichkeiten derselben übersähe, wenn nicht

an so vielen andern der Blick flüchtig hinweg eilte, wenn man nicht so manches als etwas Gemeines betrachtete, was die köstlichsten Freuden umschließt?

Lernet also die Gegenwart recht kennen, lernet Euch mit Euerm Fühlen, Sinnen und Denken an sie anschmiegen, und ganz in ihr leben, nur nicht so, daß Ihr vergäßet, was Euch in Ansehung der Zukunft obliegt; überlasset Euch jedem gefälligen Eindrucke derselben, suchet selbst ihre Lichtseiten auf, und unterdrücket die Gedanken, die Euch in das weite unbekannte Gebieth des Wahrscheinlichen und Möglichen führen wollen: dann wird sich Euch selten die Sorge nahen.

Mehr noch, als der Genuß, müsse Euch das Wirken mit der Gegenwart verketten. Beständige nützliche Geschäftigkeit vertreibt die finsteren Vorstellungen, und gibt frohen Muth, heitre Zuversicht; während die Unthätigkeit das Herz verstimmt, und aus Langerweile

Sorgen ausbrütet. Aber nur diejenige Geschäftigkeit vermag das zu leisten, die einen vernünftigen, würdigen und interessanten Zweck hat, die sich an Ordnung bindet, und davon nicht ohne Noth abweicht, die Phantasie zügelt, die Aufmerksamkeit fest hält, und die Kräfte hinlänglich anstrengt. Das träge Vegetiren und das gedankenlose, bloß mechanische Treiben so vieler Frauen, der geistige Müßiggang, der sich mit den meisten weiblichen Arbeiten verträgt, und die Freyheit des willkührlichen Gedankenspieles, welche diese gestatten, sind oft die nächsten Veranlassungen des unnöthigen Sorgens. Die gebildete Frau wird auch der unbedeutenden Verrichtung den Ernst und den Geist des Geschäftes mitzutheilen, oder andres daran zu knüpfen wissen, wodurch es dem Geschäfte gleichkommt, und alle Vortheile desselben gewährt. Frauen, die sich mit Grillen herumschlagen, haben entweder ihren weiblichen Beruf noch nicht in

seinem Umfange und nach seiner Wichtigkeit gefaßt, oder es fehlt ihnen an Willen und Lust, demselben Genüge zu leisten.

Ist die Geschäftigkeit von Pflichtachtung und Pflichtliebe beseelt, so wird sie in noch höherm Grade der Sorgenfreyheit des Gemüthes förderlich werden. Wie vieles in unserm Daseyn das Schicksal auch antasten möge, Eins ist doch für dasselbe unverletzbar: unsre Pflichttreue. Das Festeste im Leben ist die Pflicht, und in wem diese zur Liebe geworden ist, der kann, für sein Bestes wenigstens, ohne Sorge seyn; wie es ihm auch ergehe, was er durch sie hat und ist, das wird ihm nie entrissen werden, daran wird er sich immer aufrichten. Der Erfolg dessen, was wir im Dienste der Pflicht vollbringen, bleibt allerdings ungewiß; aber das bekümmert das edle Weib nicht, dessen Herz der Pflicht angehört. Das Bewußtseyn, ihr sich mit lauterm Sinne hingegeben, und geleistet zu ha-

ben, was in seinem Vermögen stand, ist sein Himmel; es bildet im Innern ein wohlthätiges Sicherheitsgefühl in Beziehung auf jede andre Angelegenheit.

Dieses Sicherheitsgefühl kann sich aber erst dann recht wohlthätig äußern, wenn es klare Zuversicht der vernünftigen Ueberzeugung wird, das heißt, wenn sich in ihm religiöser Glaube und religiöse Gesinnung offenbaren. Hat gleich das Herz den eigentlichen Hang zum Sorgen von sich abgelöst; so gibt es doch Dinge, die es ängstigen können, ängstigen müssen. Mangel am Nothwendigen, Verlust des Unentbehrlichen, Unfälle, wogegen kein menschliches Gemüth gleichgültig ist, Uebel, welche mit großen physischen Schmerzen verbunden sind, wecken, bey aller Selbstentäußerung, bey der weisesten Vertheilung des Interesses und bey der glücklichsten Stimmung, bange Besorgnisse, wenn man sich das sehr wahrscheinliche Eintreffen derselben

nicht länger verbergen kann; und wie könnte man verlangen, daß das Gemüth gegen die Schrecken derselben ganz abgehärtet sey? Das bisher Genannte wird zwar bewirken, daß man sich selbst keine Sorgen schafft, aber daß man auch da, wo die Sorge sich aufdringt, dem wirklichen Unglücke gegenüber, ruhig bleibe, das kann allein Religion bewirken; darin vermag sie, was dem flüchtigsten Leichtsinne selten und schlecht gelingt. Sie allein macht das Gemüth ganz frey, indem sie die Fesseln des Irdischen von ihm abnimmt — ganz fröhlich, indem sie ihm Vertrauen zu der höhern Macht einflößt, die alle seine Angelegenheiten auf das Beste ordnet, alle seine Lebensereignisse auf das Weiseste fügt, die alle Sorge, von der es bekümmert werden könnte, trägt. Ich habe das Meinige gethan, das, worüber ich keine Gewalt besitze, wird Gott lenken; was die Zukunft auch bringen möge, es ist von der ewigen Liebe über mich beschlossen, ich werde

nie verlassen seyn, das gütige Wesen, das mich in Bedrängnisse führt, wird mir auch darin beystehen, wird mich auch daraus erretten, wird sie in beglückende Wohlthat für mich verwandeln; ich will getrost abwarten, was mir begegnen soll, bin ich nur gut und meiner Pflicht getreu, dann kann es mir nie schlecht ergehen, das Dunkle wird sich schon lichten; dem, der für mich sorgt, übergebe ich alles: das ist Sprache des frommen Herzens.

Ja, das fromme Herz ist das immer und in jeder Hinsicht sorgenfreye, seine Sorgenfreyheit ist nicht Bethörung, sondern weise Besonnenheit, der Sonnenschein im Gemüthe, der sein mildes Licht und seine sanfte Wärme über jede Lebensäußerung verbreitet. Wenn unter dem Drucke der Sorge so manches schöne Daseyn untergeht, oder zur Ungestalt verkrüppelt: so geht in ihr alles Herrliche fröhlich und in reiner Entfaltung auf.

Aus Liebe, Freude, Thätigkeit und frommer Pflichttreue muß die Sorgenfreyheit sich erheben; aber die Vollendung der Liebe, der Freude, der Thätigkeit, der frommen Pflichttreue und der gesammten höhern Bildung ist nur in dem Gemüthe möglich, das von der Sorge frey geworden ist.

8.

Das Warten.

Unter den Gemüthsfertigkeiten, welche die echte Lebenskunst ausmachen, ist das Warten-Können Eine der wichtigsten. Die meisten Veränderungen, die für unser Schicksal von einiger Bedeutung sind, entwickeln sich langsamer, als wir es wünschen; sie werden oft schon frühe vorher gesehen, und treten erst spät ein. Das gilt nicht bloß von den größern, von denen wir wohl vermuthen konnten, daß sie Zeit fordern würden, es gilt auch von den kleinern, denen wir einen raschern Gang glauben ansinnen zu dürfen. In Berechnungen, die wir für ganz zuverlässig halten, täuschen wir uns nicht selten; wir versprechen uns von den Kräften,

Hülfsmitteln und Anstalten, die uns zu begünstigen scheinen, von den Einrichtungen, die wir selbst getroffen, mehr, als wir sollten; wir vergessen die Umstände, welche die Sache aufhalten oder gar vereiteln können. Nicht selten bilden wir uns ein, dem Ziele ganz nahe zu seyn; und Zufälle, an die wir nicht gedacht, verursachen Zögerungen, die uns nicht allein an sich lästig sind, sondern uns auch in die peinlichste Ungewißheit versetzen, so daß wir jeden Augenblick meynen, jetzt müsse es kommen, und doch unaufhörlich an einen neuen gewiesen werden, der uns vielleicht wieder leer ausgehen läßt.

Den Frauen ist das Warten-Können in noch höherm Grade Bedürfniß, als den Männern; weil sie mehr von Menschen und Ereignissen abhangen, weil sie weniger für ihr Schicksal zu thun vermögen. Vieles, was jene sich selbst verschaffen, muß ihnen kommen. Vieles, was jene aufsuchen dürfen, muß sich ih-

nen entgegen bringen. Manches entscheidende Moment in ihrem Leben wird von Umständen herbeygeführt, welche zu leiten, zu beschleunigen, oder nur zu veranlassen, ihnen nicht vergönnt ist. Auch die Kleinigkeiten, welche abgewartet seyn wollen, und sich oft so schwer abwarten lassen, sind im weiblichen Leben zahlreicher; fast bey allem, was Frauen erfahren und verrichten, muß, in irgend einer Hinsicht, gewartet werden. Die Natur, die mit ihnen die in einigen Stücken uns voraneilt, bleibt in andern, die doch zu jenen gehören, desto weiter zurück. Um so viel früher sie das Verlangen weckt, um so viel später folgt häufig die Befriedigung, gleich als ob es recht darauf angelegt wäre, sie im Warten zu üben.

Frauen, welche die Kunst zu warten nicht verstehen, sind gewiß sehr unglücklich. Im Leiden wird offenbar das Gemüth mehr, als von dem Schmerze selbst, von der Aufmerk-

samkeit auf den Abfluß der Zeit beunruhigt. Das Zählen der Stunden und Minuten, das Ueberrechnen, wie lange es nun schon gedauert habe, und wie lange es wohl noch dauern möge, erzeugt vornehmlich jene heftigen Bewegungen und Verwirrungen des Gemüthes, jenes unmuthige Sträuben und jene Ausbrüche der Erbitterung, woraus die quälendsten Empfindungen entspringen, und wobey das gelassene Erdulden durchaus unmöglich wird. Man hat schon ein Beträchtliches gewonnen, wenn man über sich erlangt hat, seine Gedanken von dem ungewissen oder verziehenden Ende des Schmerzes abzuziehen, und seine Aufmerksamkeit auf diesen allein zu beschränken. Man leidet weniger, angenehme Vorstellungen finden leichter Eingang, und man wird geneigter zu hoffen; die Zeit selbst dünkt uns nicht so lang, wenn wir uns nicht so viel mit ihr beschäftigen.

Aber auch solche Zustände, mit denen wir

alle Ursache haben zufrieden zu seyn, werden uns unerträglich, wenn wir mit Ungeduld auf etwas warten, wäre dieses gleich an sich höchst unbedeutend. Man kann sich des Gedankens an das Erwartete nicht entschlagen, und jede Erinnerung daran erzeugt Gefühle, die uns widrig aufregen. Unwille und Verdruß peinigen uns unablässig; wir suchen geflissentlich auf, was unserm Aerger Nahrung gibt, und dieser theilt sich allem mit, was wir denken und vornehmen; alles ist uns im Wege, nichts gewinnt uns Geschmack ab, das Interessanteste stößt uns zurück; jeder erfährt unsre unfreundliche Laune. Zuweilen ist uns noch schlimmer zu Muthe, als wenn uns ein großes Mißgeschick getroffen hätte.

Mögen uns unsre Umgebungen des Unterhaltenden und Zerstreuenden noch so viel anbiethen: wir werden deß nicht froh, die Verstimmung raubt uns alle Empfänglichkeit dafür; selbst von Annehmlichkeiten, die weit

mehr werth sind, als das, worauf wir warten, wenden wir uns kalt hinweg; sie dienen wohl gar eher, uns noch mehr zu erbittern, indem wir wahrnehmen, was wir über dem Warten einbüßen, als uns zu besänftigen. Der Ungeduldige findet eine Art von Genugthuung darin, gegen sein Schicksal ungerecht zu seyn. So geht uns manche köstliche Freude verloren, weil unser Herz ihr verschlossen ist.

Gehört das, worauf wir warten, zu den wichtigern Lebensveränderungen, denen wir Jahre lang vergebens entgegen harren: dann wird natürlich dieser Einfluß der Ungeduld noch weit nachtheiliger. Immer gespannt auf das Eine, worin man sein ganzes Glück anzutreffen glaubt, achtet man wenig oder gar nicht auf das, was das Leben sonst Schönes und Anziehendes hat, gewöhnt man sich immer mehr zu einem grämlichen Wesen, in welchem, mit dem heitern Lebenssinne, alles Liebenswürdige untergeht.

Die

Die stille Beschäftigung mit nahen erfreulichen Ereignissen gewährt oft süßern Genuß, als der erlangte Besitz dessen, worauf die Hoffnung gerichtet war. Das kann aber nur der erfahren, der das ungeduldige Warten zum ruhigen Abwarten herabgestimmt hat.

Selten wird man durch das, worauf man lange mit Ungeduld gewartet hat, befriedigt; wir schreiben die Bewegungen, welche in uns vorgehen, heimlich der Wichtigkeit der Sache zu; wir glauben uns von dieser um so mehr versprechen zu dürfen, je länger es damit gedauert hat, und je beschwerlicher uns dies geworden ist. Das Beste genügt uns nicht, weil es nicht an unsre übertriebene Vorstellung reicht. Ueberdies gestattet uns die verdrießliche Stimmung, worein das Warten uns versetzt hat, nicht, des Erlangten recht froh zu werden; die widrigen Empfindungen, mit welchen sich der Gedanke desselben einmal

verkettet hat, mischen sich trübend und verkümmernd in den Genuß.

In der Ungeduld des Wartens wird manche Stunde unthätig hingebracht, in welcher viel Nützliches hätte geschehen können. Man ist zu nichts aufgelegt, weil das Gemüth ganz von Einem erfüllt ist; man kann nichts mit Besonnenheit verrichten, weil der Geist unablässig unter wechselnden Gefühlen hin und her gezogen wird; man hat keine Lust, etwas vorzunehmen, und ist, wenn ja etwas vorgenommen wird, unfähig, dasselbe zu einiger Zufriedenheit zu vollenden; man greift zu diesem und jenem, um alles wieder wegzuwerfen. Oft könnten wir selbst zur Erfüllung unsrer Erwartungen etwas Beträchtliches thun, wenn wir nur die gehörige Ruhe dazu hätten. Und wie viel andres wird versäumt, das nicht versäumt werden sollte! Nach und nach lernt man, sich von Umständen abhängig zu betrachten, von welchen man

es gar nicht ist, und sich von den Eindrücken, die man empfängt, beherrschen zu lassen, und wird zuletzt aller Kraft, sich selbst zu bestimmen, verlustig. Das passive Leben so vieler Frauen, in welchem sie sich nur dann zu etwas verstehen, wenn sie dazu getrieben werden, und nichts vollbringen mögen, wenn sich das mindeste Ungelegene dabey zeigt, ist gewöhnlich eine Folge der Gewalt, welche die Ungeduld des Wartens über sie hat. Daß auf diese Weise mehr geträumt als gelebt wird, ist von selbst klar.

Warten muß man auch können, um was durch uns geschehen soll, oder was unsrer Leitung anvertraut ist, recht zu besorgen. Gewiß liegt eben so viel daran, daß man den rechten Zeitpunct abwartet, als daran, daß man ihn nicht vorbey gehen läßt; und die Ungeduld verursacht eben so viel Nachtheile, als die Trägheit. Gar manches, woraus Treffliches hätte werden können, verunglückt

den Frauen, weil sie es zu sehr beschleunigen wollen, was besonders in der Erziehung von großem Schaden ist. Bald wird etwas früher begonnen, als die Vorbereitungen getroffen sind, bald etwas schneller zu Ende geführt, als die Natur der Sache es verträgt, woraus nichts, als Unreifes, Verkrüppeltes, Unbrauchbares, Beklagenswerthes hervorgehen kann. Wer dagegen die Kunst zu warten versteht, der paßt alles leicht der Natur und den Umständen an, und sieht das Meiste zu seiner Freude gelingen.

Wird die Ungeduld des Wartens oft gereizt: dann pflegt sie auch nicht ohne verderblichen Einfluß auf den sittlichen Zustand des Herzens zu bleiben, wie jede Verstimmung das zarte Leben weiblicher Gemüther verletzt. Der Liebe und Ergebung arbeitet jene Ungeduld von mehreren Seiten her entgegen; die Milde und Freundlichkeit erhalten sich nicht lange von ihr unangetastet; das

friedliche Beysammenseyn der Kräfte und Empfindungen wird gestört. Eine bittre Grämlichkeit setzt sich immer fester; der Charakter bekommt immer mehr Schärfen. Empfindlichkeit, Verschlossenheit, Kälte, Mißtrauen, ungefälliges Zurückziehen in sich selbst, Eigensinn und Troß stellen sich nur zu bald ein.

Die Kunst zu warten ist demnach eine überaus wichtige, aber auch eine nicht leichte Kunst. Wenn sie den Frauen leichter zu werden scheint, als den Männern: so rührt dies zum Theil daher, daß sie von Jugend auf mehr darin geübt werden, zum Theil daher, daß sich die Ungeduld des Wartens bey ihnen nicht so ungestüm äußert, als bey den Männern, die sich in ihrer Thätigkeit aufgehalten sehen; das verdrießliche Mißbehagen, das heimliche Grollen, die mürrische Laune fallen weniger in die Augen, als die heftige Entrüstung. Die Schwierigkeiten sind für die

Frauen nicht geringer, als für die Männer; und wenn in einigen Stücken der Vortheil auf ihrer Seite ist, so stehen sie auch wieder in andern zurück.

Die Ungeduld des Wartens entspringt aus einem gewissen Gefühl der innern Leere, welches gewöhnlich darin seinen Grund hat, daß die Vorstellung des Erwarteten, durch ihre Lebhaftigkeit, den Sinn von allen andern abzieht, und allein an sich fesselt, während sie doch nicht deutlich und stark genug ist, um ihn ganz zu beschäftigen. Der Gedanke an das, was uns bevorsteht, liegt so tief in unsrer Seele, und hat sich unsrer so sehr bemächtigt, daß wir an nichts andres denken können; da er aber noch nicht in Erfüllung gegangen ist, sondern um das Künftige, Unbestimmte schwebt, gibt er uns zu wenig zu thun, als daß wir uns befriedigt fühlen könnten. Er läßt uns nicht los, und füllt uns doch auch nicht aus: das ist die

Ursache unsers Mißbehagens, welches um so größer seyn muß, je mächtiger der Trieb zur Thätigkeit in uns wirkt.

Ist das Erwartete endlich gekommen, so wird es uns Anfangs von mehrern Seiten anziehen und in Bewegung setzen, aber allmählich macht uns die Gewohnheit gleichgültiger, die Lebhaftigkeit der Vorstellung erlischt in eben dem Maße, als unser Interesse an der Sache geringer wird. Wir sind nun wieder frey, unser Sinn schließt sich wieder für die ganze Welt auf, und wir können unsern Geist richten, wohin es uns gefällt.

Die Lebhaftigkeit der Vorstellung rührt aber nicht immer von der Heftigkeit des Wunsches her; sonst möchte freylich den Männern das Warten wohl schwerer fallen, als den Frauen; denn daß ihre Wünsche feuriger und unbändiger sind, läßt sich nicht läugnen. Im Gegentheile sind die Veränderungen, denen

man mit Ungeduld entgegen sieht, selten solche, welche den Wünschen ganz entsprechen, und von denen man vorher weiß, daß und wie sie denselben entsprechen; mit diesen kann sich die Phantasie in der Erwartung angenehm beschäftigen, wodurch die Verstimmung verhüthet wird. Weit häufiger sind es solche, die, an sich unbedeutend, durch die vorhergehenden Zurüstungen oder durch die Spannung, in die wir uns selbst versetzten, Wichtigkeit erhalten haben. Man bemerkt, daß Ereignisse, mit denen wahrscheinlich, uns zur Zeit noch unbekannte, Unannehmlichkeiten verbunden seyn werden, wie überhaupt diejenigen, von denen wir die Umstände, das Detail, die Beschaffenheit, den Einfluß auf unser Wohl im Ganzen und auf unsre einzelnen Bedürfnisse und Interessen erst erfahren sollen, am meisten ungeduldiges Erwarten erregen. Die Neugierde hat gewöhnlich an diesem großen Antheil, sie treibt die Einbildungskraft un-

aufhörlich zu der Vorstellung hin, die dem Geiste noch so wenig Beschäftigung gibt.

Daß in dieser Hinsicht das Warten für die Frauen eigne Schwierigkeiten hat, bedarf keines Beweises. Bey vielen Dingen, die sie nicht erwarten können, wollen sie nichts andres und nicht mehr, als wissen, wie alles dabey seyn, und welchen Ausgang es nehmen wird; daher gedulden sie sich eher wo wichtige, aber einfache Entscheidungen bevorstehen, als wo es Kleinigkeiten gilt mit einem recht bunten Allerley und mannichfachem Wechsel; daher wird es ihnen leichter, das Ende eines Schmerzes, als den Anfang einer Lustpartie abzuwarten.

Dem Manne kommt beym Warten sehr zu Statten, daß er immer etwas zu thun hat, was alle seine Kräfte in Anspruch nimmt, daß das Bedürfniß der Thätigkeit ihn spornt, und daß er oft selbst zur Erfüllung seiner Erwartungen beytragen muß. Ist er nicht

etwa ein kraftloser Weichling, oder ist nicht gerade das Verlangen sehr stark: so kann ihm nicht einfallen, auf den Abfluß der Zeit zu achten; das Interesse seiner Verrichtungen sichert ihn gegen die Langeweile. Leicht wird ihm daher das Warten, wenn es ihn nicht hindert, seinen Verrichtungen nachzugehen; aber schwer, wenn die Verzögerung seine Thätigkeit aufhält, oder wenn er sich einbildet, er könne nicht eher etwas thun, als bis diese Angelegenheit beendigt sey.

Die Frauen sind weniger durch ihre Verrichtungen gefesselt; sie können sich bey denselben mehr den Spielen der Phantasie überlassen, und die Vorstellung des Erwarteten ausbilden; nichts stellt sich ausfüllend zwischen den gegenwärtigen Augenblick und den, wo das Ziel erreicht seyn wird, wenn sie nicht selbst etwas dazwischen stellen.

Aber dazu ist ihnen, in ihrem vielseitigen Lebenssinne, ein treffliches Talent verliehen.

Das Einzelne tritt für sie weniger, als für die Männer, aus der Harmonie des Ganzen heraus; es kostet ihnen nicht viel, sich an alles anzuschmiegen, und an allem etwas zu finden, was sie anziehend beschäftigt. In jeder Lage gibt es Gegenstände und Ereignisse genug, die sie zu zerstreuen vermögen. Der Gedanke an das, worauf sie warten, ist selten so lebhaft, daß er ihnen den Sinn für das Gegenwärtige rauben könnte. Es wird schon etwas Beträchtliches erfordert, um sie ganz aus der Ordnung des Lebens zu werfen. Sie dürfen sich meist nur den Eindrücken, die sie empfangen, hingeben, um ruhiger zu warten. Und diese Hülfe steht ihnen für alle Fälle zu Gebothe, selbst für diejenigen, wo die Männer sich vor Ungeduld nicht zu lassen wissen. Freylich werden davon nur die Innigen und Gefühlvollen Gebrauch machen; aber auch diesen allein darf man das Warten ansinnen.

So geschieht es, daß die Frauen im Leiden mehr Geduld zeigen, als die Männer. Diese werden dadurch in ihrer Thätigkeit beschränkt, ohne daß das Leiden selbst ihren Geist auszufüllen vermag; zu dem Gefühle des Schmerzes gesellt sich das Gefühl der Leerheit. Jene beschäftigt der Schmerz hinlänglich, sie fühlen nur ihn, und dieses Gefühl überwiegt die Vorstellungen, woran die Erwartung sich knüpft. Zudem fehlt es auch nicht an andern Mitteln, die Sinne und die Einbildungskraft zu unterhalten.

Aus dem Gesagten ergibt sich, wie man sich das Warten erleichtern könne. Arbeitet dem entgegen, wodurch die Natur und Eure Lage Euch das Warten schwer machen; benutzet die Unterstützungen, welche beyde Euch anbiethen.

Vor allem, stimmet Eure Vorstellungen von dem, worauf Ihr wartet, herab. Von der Stärke dieser Vorstellun-

gen rührt ja zunächst die Ungeduld des Wartens her, und daß sie meist viel zu hoch sind, läßt sich bald einsehen. Sie sind dies aber immer deßwegen, weil wir sie uns nicht recht deutlich gemacht haben.

Erinnert Euch daher oft daran, daß kein Ereigniß unsers Lebens reiner Gewinn seyn kann, daß keines unsre Wünsche ganz befriedigt, daß jedes seine Mängel und Unannehmlichkeiten hat, und daß ein Theil der Wichtigkeit, die wir künftigen Dingen zuschreiben, auf die Rechnung unsrer Einbildungskraft kommt, daher wir sie auch stäts anders und geringer finden, als wir sie uns vorgemahlt hatten.

Fraget Euch, was das denn eigentlich sey, worauf ihr so ungeduldig wartet und warum Ihr Euch so viel davon versprechet. Beobachtet diejenigen, die dessen schon theilhaftig geworden sind, und sehet, ob sie darum größerer Zufriedenheit genießen. Denket zu-

rück an Euch selbst, ob Ihr Eurer erfüllten Erwartungen recht froh geworden seyd, und ob nicht vielmehr bey dem Besten bald Gleichgültigkeit sich einstellte. Versetzet Euch in Gedanken in die Zeit, wo Ihr das Ziel erreicht haben werdet, und erforschet, wie Euch da zu Muthe seyn möge.

Beleuchtet doch einmal mit ruhigem Nachdenken die Meynung, es sey viel daran gelegen, daß das Erwartete bald oder jetzt eintrete; es wird sich vielleicht zeigen, daß es besser ist, es geschehe erst später.

Unterdrücket die Vorstellung der Zukunft, sobald ihr merket, daß sie zu lebhaft werden, und sich zum unruhigen Warten ansetzen will.

Und um Eure Neugierde zu mäßigen, haltet Euch vor, wie vieles sich, in allem, was Menschen begegnet, gleich — und wie vieles darin unbedeutend ist, wie Eure gespannte Aufmerksamkeit so oft, in ähnlichen

Fällen, nichts Interessantes davon gebracht hat, wie Ihr wahrscheinlich auch hier wenig sehen, hören, genießen werdet, was Ihr nicht schon gesehen, gehört und genossen hättet, und wie Euch das Neue bald etwas Altes wird geworden seyn.

Beschäftigen möget Ihr Euch wohl mit künftigen angenehmen Ereignissen, wenn Ihr anders mit Sicherheit, auf das, obgleich späte, Eintreffen derselben rechnen könnet. Aber Euer Sinn sey mehr auf die Sache, als auf die Entwickelung derselben und auf die Zeit, die darüber abfließt, gerichtet. Die stille, innige Unterhaltung der Einbildungskraft, die nur nicht zu sehr schmücken darf, wird die Zeit angenehm ausfüllen, die Euch sonst durch ihre Leerheit lästig seyn würde. Ihr werdet Euch das Erwartete von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Beziehungen vorstellen, und dadurch wird die Vorstellung selbst von ihrer Stärke verlieren.

Ihr werdet mit Eurer Phantasie in dem Erwarteten leben, und das Erscheinen weniger lebhaft herbeysehnen, da Ihr schon näher damit bekannt und befreundet seyd. Auch dies wird Eure Neugierde beschränken, indem die Phantasie gewisser Maßen die Erfahrung ersetzt. Der Vorgenuß der Hoffnung besänftigt immer die Unruhe der Erwartung. Man gibt das, worauf man gewohnt ist hoffend zu blicken, noch nicht auf, wenn es nicht so bald wirklich wird, als man sich einbildete.

Wäre indeß von dem, worauf Ihr wartet, noch ungewiß, ob es sich je zutragen werde, dann würde es besser seyn, Eure Gedanken ganz davon abzuziehen, und die Erinnerung daran möglichst zu meiden. Ueberhaupt erfordert diese Beschäftigung der Phantasie mit dem Gegenstande der Erwartung große Vorsicht, damit die Unruhe derselben nicht dadurch vermehrt werde.

So nachtheilig es ist, während des Wartens,

tens, an die Zeit zu denken, die schon darüber vergangen ist, und vielleicht noch darüber vergehen wird: so nützlich ist es, sich gleich Anfangs damit vertraut zu machen, daß die Erwartung erst nach einiger Zeit erfüllt werden kann. Setzet Euch das Ziel lieber zu fern als zu nahe, und sinnet darauf, wie Ihr Euch, diese Zeit hindurch, so beschäftigen wollet, daß es Euch gar nicht einfalle, auf sie selbst zu reflectiren. Wählet Euch für dieselbe interessante Arbeiten, wodurch Ihr es so gar dahin bringen könnet, daß Euch das Verspätete noch zu frühe kommt. Erinnert Euch an die vielen zufälligen Hinderungen, welche die Sache noch weit länger aufhalten können, als sich vermuthen ließ, und sorget dafür, daß es Euch auch in diesem Falle nicht an Mitteln fehle, die Zeit auszufüllen. Hat man sich einmal dem Mißmuthe, daß man doch ungebührlich hingehalten werde, überlassen;

dann sind alle weitern Bemühungen vergebens, nichts will in der Seele haften. Dem muß deßwegen schon frühe vorgebeugt werden, und dann ist es so schwer nicht, sich an etwas andres so zu verlieren, daß man das Warten nicht bemerkt. Freylich wird man sich dabey einige Gewalt anthun müssen, denn immer will das ungeduldige Herz davon; aber bey anhaltender Uebung gibt sich auch das bald von selbst.

Die Hauptsache bleibt, das Gefühl der innern Leere zu verhüthen. Nichts ist dazu nützlicher, als Gewöhnung zu einer beständigen, angestrengten und regelmäßigen Thätigkeit, welche die ganze Aufmerksamkeit an sich zieht, und keine Zeit läßt, über die Langsamkeit der Menschen und des Geschickes zu grübeln. Ihr müsset immer beschäftigt seyn, bis das Erwartete eintrifft, und so beschäftigt, daß auch die lebhafteste Vorstellung Euch darin nicht stören kann. Und

da es mit dem Eintreffen oft länger dauert, als man geglaubt hat, da man zuweilen dadurch in seinen ordentlichen Verrichtungen aufgehalten wird: so ist es sehr nöthig, daß Ihr lernet, Eurer Wirksamkeit beliebige Richtungen geben, und Euch die Fertigkeit erwerbet, kleine Zeitabschnitte, die zwischen bedeutenden Momenten ausfallen, nützlich anzuwenden. Lasset ja nicht den Gedanken in Euch aufkommen, es sey nicht der Mühe werth, darin etwas zu beginnen; dadurch würdet Ihr nicht allein einen kostbaren Theil Euers Lebens verschleudern, sondern Euch auch für die vielen Gelegenheiten, bey welchen gewartet werden muß, unfähig machen, etwas vorzunehmen. Ist es Euch aber eigen geworden, jeden leeren Augenblick zu irgend etwas zu benutzen: dann werden sich Euch auch hier Dinge genug anbiethen, über deren Besorgung die Zeit unvermerkt verfließt.

Erhaltet Euch überdies den reinen Le-

bensſinn, durch welchen Euch die Natur das Warten hat erleichtern wollen. Bewahret Euch vor der Verſtimmung und der Herzenskälte, worin man zu Erwartungen ſeine Zuflucht nehmen muß, weil die Gegenwart das Gemüth zu wenig anregt. Sehr oft wird die Vorſtellung deſſen, was man erwartet, allein dadurch ſo lebhaft, daß das Vorhandene uns zu wenig intereſſirt, daß wir nicht wiſſen, wo wir mit dem ausgetrockneten Herzen, mit dem einförmigen, reizloſen Leben hin ſollen. Wir können uns an nichts hängen, darum müſſen wir warten, und unſre Ungeduld iſt darum ſo groß, weil das Erwartete jetzt unſer Alles iſt. Das müſſe Euch nicht begegnen, und nur als Folge trauriger Verbildung und innerer Herzenszerrüttung kann es Euch begegnen. Bleibet Ihr einfach und mit Euch ſelbſt in Uebereinſtimmung: dann wird auch die Welt Euch immer friedlich und freundlich ſeyn, ſie wird

Euch von allen Seiten entgegen bringen, was Euer Herz wohlthuend fesselt, was den zu mächtigen Wünschen vorbeugt, und was Euch zerstreut, wenn irgend eine Vorstellung so stark geworden ist, daß sie Euch die Verwirklichung nicht mehr ruhig abwarten lassen möchte. Ihr werdet alles abwarten können, wenn Ihr genug habt, was Euch lieb ist.

Endlich wird auch noch die fromme Ergebung vorzüglich zur Erleichterung des Wartens beytragen. Der Egoismus ist immer ungeduldig, weil er verlangt, daß sich alles nach seinem Sinne fügen soll; die Ergebung schickt sich in das Unabänderliche, im Bewußtseyn der Schwäche, selbst dann, wenn es ein Lästiges wäre; die Gewohnheit, sich gefallen zu lassen, befreundet sie damit, und läßt sie da Gutes bemerken, wo die Ungeduld nichts als Schlimmes und Unerträgliches antrifft.

Es gibt ein Anschmiegen an die Einrich-

tung der Welt und den Gang der Dinge, wobey das Gemüth stäts in einem glücklichen Gleichgewichte bleibt, wie auch seinen Wünschen mitgespielt werde. Dies ist Euch Frauen schon in die Natur gelegt; und durch Vertrauen zu dem Wesen, das alle menschlichen Angelegenheiten mit der höchsten Weisheit und Güte besorgt, das jene Einrichtung auf das Beste getroffen hat, und jenen Gang auf das Wohlthätigste lenkt, werdet Ihr es zur hohen Seelenruhe verstärken. Möge die Milde dieses frommen Sinnes, mit dem Zuversichtlichen, Getrosten, Freudigen, was ihr anklebt, immer mehr das Herrschende in Euerm Gemüthe werden!

9.

Die gefährlichen Stunden.

Kein Mensch ist sich immer gleich. Dazu wird erfordert nicht allein, daß man sich einen durchaus festen Charakter erworben, sondern auch, daß dieser Charakter unser ganzes Wesen durchdrungen, sich alle Gefühle und Neigungen angebildet habe, und sie, bis in das Kleinste herab, nach sich gestalte; wer sollte aber das wohl von sich rühmen können?

Jeder erfährt den Wechsel der Stimmungen, und der, davon abhangenden, Ansichten, Meynungen, Wünsche, Antriebe und Vorsätze. Man ist zu Zeiten so sehr andrer Mensch, daß man sich selbst nicht wieder kennen würde, wenn man nicht mit sich fortlebte, und wenn

man auf seinen innern Zustand recht reflectirte. Wie vieles auch in uns fest geworden sey; manches wird immer noch schwanken, gehen und kommen, jetzt diese, dann jene Farbe haben. Und wäre auch darin uns etwas gewöhnlich geworden, so schließt das doch nicht aus, daß oft Fremdartiges, wohl gar Entgegengesetztes es unterbreche, und sich seiner Stelle bemächtige.

Zwar läßt sich nicht sagen, daß wir zu gewissen Zeiten besser oder schlechter seyen als sonst — denn das geht unser Innerstes an, es ist das Bleibende in uns, was weiter keinen Wechsel kennt, als daß man, in gerader Richtung, entweder fortschreitet oder zurück kommt —; wohl aber, daß das Gute, wie das Schlechte, sich zu gewissen Zeiten stärker regt, unser Gemüth mehr in Bewegung setzt, sich in Empfindungen, Entschließungen und Thaten lebhafter ausdrückt, und daß wir für jenes, wie für dieses, wo es sich

uns von außen her mittheilen möchte, zu gewissen Zeiten mehr Empfänglichkeit haben.

Dies muß von allen, denen es um ihre sittliche Bildung Ernst — und denen die Ruhe ihres Herzens theuer ist, sorgfältig beachtet werden; vorzüglich aber von den Frauen, denn diese sind, durch ihre körperliche und geistige Constitution, mehr, als die Männer, jenem Wechsel unterworfen, er hat, bey der geringern Stärke ihres Willens, auf ihre moralische Verfassung größern Einfluß.

Daher rühren die vielen Stunden im weiblichen Leben, die man gefährlich nennen muß.

Gefährlich verdienen allerdings auch diejenigen Stunden genannt zu werden, wo die äußere Lage das Herz mit schweren Versuchungen bestürmt; weit mehr aber noch diejenigen, wo das Herz selbst sich vom Bessern abwendet, und zum Bösen geneigt macht.

Der lockendste Reiz biethet vergebens

seine Macht auf, wenn das Herz gegen ihn gewaffnet — und der unbedeutendste Umstand kann siegendes Verführungsmittel werden, wenn das Herz schwach ist. Ueber ein edles Gemüth vermag das Aeußere nur dadurch etwas zu gewinnen, daß eine unglückliche Disposition desselben ihm zu Hülfe kommt; diese haben die meisten Frauen anzuklagen, welche, einst schuldlos, von der richtigen Bahn gewichen sind, wohin sie ohne dieselbe nichts würde gebracht haben. Die Geschichte ihres Falles ist die Geschichte ihrer Verstimmungen.

Wer sein Herz behüthet, der behüthet zugleich sein Leben. Aber wie auch das Leben bewacht werde: die Beste ist nicht gegen das Verderben gesichert, wenn sich nicht die größte Sorgfalt auf die gefährlichen Stunden des Herzens wendet.

Gefährliche Stunden sind also zuvörderst diejenigen, wo das Herz dem Schlechten wenig Widerstand leisten kann, weil die Gefühle, die Ueberzeugungen, die Grundsätze, die edeln Triebe, durch die es bekämpft werden muß, größten Theils ihre Wirksamkeit verloren haben.

Wem könnten sie wohl unbekannt seyn, die Stunden der Geistesbefangenheit, wo das reine Licht der Seele gleichsam ausgelöscht ist, wo ihr alles in einem trüben Nebel erscheint, der nichts recht unterscheiden läßt, und die Täuschung mehr als die Wahrheit begünstigt, wo die vernünftige, allseitige Ueberlegung ihr fast unmöglich — wo ihr das Nächste in weite Ferne gerückt wird, wo sie kaum einen deutlichen Gedanken faßt, noch weniger ihn fest hält, wo immer einzelne Bilder sich vordrängen, gerade diejenigen am meisten, die sie verwirren und verunreinigen,

wo sie sich zuletzt dem Stumpfsinnig hingibt, was sie am meisten fliehen sollte, gegen welches das Beste in ihr sich auflehnt, und dessen sie sich wirklich Anfangs aus allen Kräften zu erwehren suchte? — die Stunden der Verblendung, wo ihr das Ausgemachteste ungewiß, das Einleuchtendste falsch zu seyn dünkt, wo sie nicht sieht, was sich ihr aufdringt, und zu sehen glaubt, was nicht da ist, wo sie gerade an das nicht denkt, was hier allein bedacht werden müßte, wo ein unbegreifliches Etwas sich ihrer so bemächtigt hat, daß sie sich davon nicht befreyen kann, daß ihre ganze Thätigkeit, der natürlichen Richtung derselben zuwider, dadurch bestimmt wird? — die Stunden des Leichtsinnes, wo sie nur den Empfindungen der Gegenwart angehört, die ihr keinen Rückblick, keinen Blick vor sich hin, keine ernste Erwägung gestatten, wo sie, verloren an das, wovon sie eben ergriffen wurde, alles

von sich stößt, was sie darin beschränken will, alles vergißt, was sie sonst in Anschlag zu bringen pflegt, wo das Gewissen nur leise und ungehört spricht, wo der Unterschied des Rechten und Verkehrten sich entweder ganz verdunkelt, oder sich ihr als unbedeutend darstellt, wo ihre stärksten Interessen zum Schweigen gebracht sind, und die flüchtige Lust sie fortreißt, wohin es ihr gefällt? — die Stunden der Kälte, wo sie nichts fühlt für das, was sie sonst innig bewegt, hoch erfreut, tief erschüttert, wo das Herz matt und leer bleibt bey allem, was sie sonst aufregte, anzog, begeisterte, wo sie, ungeachtet aller Anstrengung, dem feinen Geschmack abgewinnen kann, was sie sonst ungetheilt beschäftigte, wo die heiligsten Wahrheiten, die rührendsten Ereignisse sie gleichgültig lassen, und dieses alles denn nun auch seine Kraft verliert, das Verderbliche von ihr abzuwehren? — die Stunden der Verdros-

senheit, wo sie sich zu nichts entschließen mag, sich zu nichts aufgelegt fühlt, wo sie sich des Nachdenkens entschlägt, weil es Mühe kostet, wo sie jedem Scheine traut, sich von den Umständen treiben läßt, und sich kaum auf das besinnt, was sie thut, damit sie nur leicht davon komme, und sich nicht selten dem Schlimmen am ersten ergibt, weil es sich am meisten von selbst darbiethet!

Gefährliche Stunden sind, zweytens, solche, in welchen das Herz mehr, als gewöhnlich für schädliche Eindrücke empfänglich ist, die Stimmung desselben diesen zusagt, ihnen leichtern Eingang verschafft, oder ihre Wirkung vergrößert. Dahin gehören die Stunden der erregten Sinnlichkeit, die Stunden der erhöhten Reitzbarkeit, die Stunden des finstern Mißmuthes und die Stunden der überwallenden Gutmüthigkeit.

Es gibt Stunden, wo man gleichsam ganz in den Sinnen lebt, wo alle sinnlichen Empfindungen wach sind, und die edlern Kräfte des Geistes schlafen, oder sich in diese zurück gezogen haben, wo die schlaffe Weichlichkeit zu allem geneigt macht, was sinnliche Lust verspricht, wo das Herz jeder Einladung offen steht, und begierig auffaßt, was ihm schmeichelt. Da bedarf es denn nur eines aufmunternden Wortes, eines lockenden Vorganges, eines leisen äußern Antriebes, einer günstigen Gelegenheit, eines Blickes auf den, die Leidenschaft nährenden, Gegenstand, um das schwache gefangen zu nehmen. Und wann fehlt es wohl an Umständen, die damit auf dasselbe eindringen?

Es gibt Stunden, wo man von vielen Dingen stärker afficirt wird, als es sich mit der gesunden Verfassung der Seele verträgt, wo das Angenehme uns entzückt, und aus uns selbst heraus versetzt, — das Widrige,

sey es auch noch so unbedeutend, uns schmerzlich ergreift, uns tief kränkt, uns heftig erbittert, und zur wilden Entrüstung empört. Das innere Gleichgewicht ist dann aufgehoben, unsre Ansicht ist getrübt, unser Wünschen und Streben aus der natürlichen Richtung geworfen. Das Meiste wirkt anders auf uns, als es sollte; wir sind unsrer selbst nicht mehr mächtig; der Affect drängt uns mit wildem Ungestüm zu dem, was das Gewissen verurtheilt; wir handeln feindselig gegen die Menschen und gegen den guten Genius in uns, und die Unordnung des Gemüthes geht leicht in völlige Zerrüttung über.

Nicht besser ist es mit den Stunden, wo man seinem unfreundlichen Geschicke grollt. Gutes Vernehmen mit unserm äußern Zustande und Heiterkeit der Seele gehören dazu, daß die Blüthe des Vortrefflichen sich in uns entfalte. Das Gegentheil davon, das Ueberworfenseyn mit seiner Lage und seiner Umgebung, ertödtet

nicht

nicht allein in uns selbst das Beßre, sondern verwandelt auch alles in Gift, was uns wohlthätig werden könnte. Das Erfreulichste erzeugt dabey Kälte und Mißbehagen, was uns mit uns selbst versöhnen sollte, befördert die Entzweyung, und was uns wirklich verwundet, zerstört jedes schöne Gefühl. Nichts aber wird in solchen Stunden mehr geschwächt, als der Glaube und die Liebe, welche die Quelle des höhern Lebens sind — nichts mehr gestärkt, als das Mißtrauen und die Selbstsucht, auf deren Boden jedes Schlechte fortkommt, jedes Gute verdorrt. Der Kummer kann zwar das Gemüth verklären, aber der Mißmuth kann es nur verfinstern.

Auch die Stunden der überwallenden Gutmüthigkeit werden dem Herzen dadurch gefährlich, daß sie es für schädliche Eindrücke empfänglich machen. Die weibliche Gutmüthigkeit gibt sich gerne allem hin, was an sie Ansprüche macht; sie läßt sich gerne an-

ziehen, bestimmen und leiten, ja sie trägt sich nicht selten dem entgegen, was sich ihrer ermächtigen will; sie leiht selbst dem Stimme, was sich leise bey ihr meldet. Nichts ist ihr fremder, als Verdacht; sie traut dem Scheine, und glaubt immer das Beste; unschuldig däucht ihr zu seyn, was den Samen des Verderbens in sein Inneres birgt; sie kann sich nicht vorstellen, daß dasjenige etwas Schlimmes sey, wodurch man sich andern gefällig erweist. Sie gestattet der Empfindung, in ihr zu wirken, und im Worte hervorzutreten, ehe sie dieselbe geprüft — und lernt oft erst dann ihre wahre Beschaffenheit kennen, wenn der Krankheitsstoff sich schon durch alle Theile des innern Lebens verbreitet hat. Wie viele Frauen sind durch sie um ihr Köstlichstes betrogen worden!

Gefährliche Stunden sind, endlich, diejenigen, welche im Herzen selbst Neigungen entwickeln, beleben, oder zum Ausbruche brin-

gen, denen sich das Böse angekettet hat: die Stunden der Lebhaftigkeit, der ausgelassenen Fröhlichkeit und des unthätigen Hinbrütens.

In den Stunden, wo unser ganzes Wesen in einer höheren Erregung ist, wo alle Kräfte sich zu äußern streben, wo ein Gedanke schnell den andern, eine Empfindung schnell die andre verdrängt, thut sich neben dem Guten auch manches Schlechte hervor, und es ist schwer, zu verhüthen, daß dieses über jenes Vortheile gewinne; die schlummernden Neigungen werden wach, es zeigen sich andre, die bisher im Keime verschlossen lagen, und nicht einmal geahnet wurden; jeder vorhandene Trieb empfängt größere Stärke; was sonst anderm unterworfen war, wird das Mächtigste; was bisher zurück gehalten ward, dringt mit Gewalt heraus; Worte werden gesprochen, Handlungen verübt, Schritte gethan, deren traurige Wir-

kungen keine Reue wegtilgt; man wird in verderbliche Verbindungen verwickelt, von denen man sich nicht leicht wieder befreyen kann.

In den Stunden, wo das Leben lachend und jauchzend dahin eilt, wo jeder Pulsschlag Lust, jedes Gefühl Wonne ist, und süßer Rausch bis zum Taumel das Herz erfüllt — wie bald ist es da geschehen, daß das Schuldlose zur Schuld wird? wie bald hat sich da die Neigung über das Maß erhoben, in welchem allein sie neben dem Frieden des Herzens besteht? wie oft treffen da Gedanken und Empfindungen an gefährlichen Stellen zusammen? wie oft geht da aus zufälligen Vermischungen hervor, was nach und nach das Innerste des Lebens zerstört? O, es bedarf so wenig, daß die heitre Farbe der Freude die schwarze des tiefen Seelenkummers werde. Die ausgelassene Fröhlichkeit gränzt nahe an das strafbare Gelüsten, und nimmt zudem nicht

selten dem Geiste die Besinnung, wodurch es ihm möglich wäre, dieses zu unterscheiden und abzuhalten. Als Engel des Lichtes erscheint das Verbrechen dem bethörten Herzen, und das Mahnen des guten Genius wird nicht vernommen.

In den Stunden des unthätigen Hinbrütens muß die Phantasie die Unterhaltung des leeren und unbeschäftigten Herzens besorgen. Wird sie sich aber nicht lieber an das, was das Herz ergötzt, indem es den sinnlichen Neigungen schmeichelt, als an das Widrige, Unfreundliche oder Gleichgültige wenden? werden nicht unter den gefälligen Bildern auch Bilder der Sünde seyn, die nun, mit allem ihrem Zauber ausgestattet, in der Stille an ihrem Schimmerlichte aufgenährt, das Herz verunreinigen und in das Leben übergehen?

Die gefährlichen Stunden alle haben das gemein, daß in ihnen das Herz, vermöge sei-

ner Schwäche oder seiner unglücklichen Disposition, entweder zu einzelnen Fehltritten verleitet wird, die wieder andre nach sich ziehen, zu immer größern und zahlreichern Verirrungen führen, das Schlechte fördern, das Gute entkräften, und endlich dem Verderben überliefern — oder Eindrücke in sich aufnimmt, die sich allmählich der ganzen Art zu denken und zu empfinden mittheilen, unvermerkt, aber mächtig, in der Seele fortarbeiten, und einen gesunden Theil nach dem andern anstecken. Die Folgen solcher gefährlichen Stunden für das Herz und Leben des Weibes, das so schwer von dem wieder abläßt, dem es sich einmal ergeben, so schwer wieder aus sich wegschafft, was sich einmal in seine Natur gemischt hat, so schwer wieder verbessert, was darin einmal schlecht geworden ist, lassen sich gar nicht berechnen.

Eine wichtige Angelegenheit ist es daher, für jede Frau, die sich den Frieden des Lebens

zu erhalten wünscht, darauf zu denken, wie sie den Nachtheilen entgehen möge, welche die gefährlichen Stunden ihr bereiten.

Nichts ist hier nöthiger, als daß Ihr Euch selbst recht kennen lernet, um zu erfahren, welche von den Zuständen des Gemüthes, durch die manche Stunden zu gefährlichen werden, Ihr, vermöge Eurer individuellen Constitution vornehmlich zu fürchten habt, und welche unter diesen am meisten.

Diejenigen, welche für die Eine gar nicht bedenklich sind, weil es ihr an Empfänglichkeit dafür fehlt, oder weil dieselben bey ihr das rechte Maß halten, oder weil ihre schädlichen Kräfte sich an den Gefühlen und Neigungen des Herzens brechen, sind es für eine andre in hohem Grade, weil sie bey ihr oft wiederkehren, in ihr Inneres tief eingreifen, und sich leicht über alle Bewegungen desselben verbreiten. Welche diese letztern bey Euch seyen: das müsset Ihr zu erforschen suchen;

indem Ihr Euch sorgfältig in den Stunden beobachtet, wo irgend eine Stimmung in Euch herrscht, und zusehet, von welcher Art sie ist, wie sie entsteht, woher sie Nahrung nimmt, wie sie auf Euch wirkt, und wodurch sie Euch lieb wird; indem Ihr an die Stunden zurück denket, die das Beßre in Euch verdunkelten, die in Euch weckten, oder Euch mittheilten, was zu Eurer Verschlimmerung gereichte, die Euch Eure sittliche Schwäche fühlen ließen, oder Euch Eure Pflicht aus den Augen rückten — und Euch deutlich machet, was da in Euch vorging, welche Gedanken und Empfindungen da in Euch arbeiteten, und welche, die wach hätten bleiben sollen, einschliefen; indem Ihr endlich Euch darüber unterrichtet, was in Eurer Gemüthsart etwa, auf der Einen Seite, den Leichtsinn, die Lebhaftigkeit, die Fröhlichkeit, die sinnliche Erregbarkeit, auf der andern Geistesbefangenheit, Kälte, Verdrossenheit,

üble Laune, unthätiges Hinbrüten begünstigen könnte.

Wenn vielen Frauen unbekannt ist, wie einzelne Verirrungen oder ihr sittlicher Verfall im Ganzen sich von unglücklichen Stunden herschreiben: so hat das unstreitig allein darin seinen Grund, daß sie noch nie ernstlich über sich nachgedacht; jene Verirrungen und dieser Verfall selbst sind ihnen verborgen geblieben, darum ist auch so wenig für ihre Rettung zu hoffen.

Die gefährliche Stimmung thut sich so unzweydeutig kund, daß es nur des unpartheyischen Blickes bedarf, um sie zu unterscheiden.

Suchet dann aber auch die Zustände, die Ihr für gefährlich erkennet, möglichst zu verhüthen. Diejenigen, welche Euch unfähig machen würden, dem Schlechten Widerstand zu leisten, müssen gar nicht in Euch aufkommen. Und es steht

bey Euch, dieses zu bewirken: denn, obgleich oft die Ursachen derselben außer dem Gemüthe liegen, wo sie sich weder entdecken noch errei- chen lassen; so könnet Ihr doch dem vorbeu- gen, daß sie sich der Seele bemächtigen, und diese verwirren, Ihr könnet Einrichtungen treffen, wodurch sie im Entstehen unterdrückt werden, und oft werden sie gar nicht einmal entstehen, wenn Ihr sie nicht selbst begünsti- get. Alles beruht darauf, daß Ihr in Eurer Lebensweise und in Euerm Innern gute Ord- nung haltet, daß die Eintracht und Angemes- senheit in Euerm Denken, Fühlen und Han- deln nicht gestört wird, und daß jedes mit sich selbst im Gleichgewichte ist. Bey völliger Gesundheit des Kopfes und des Herzens wird es wenig gefährliche Stunden für Euch geben.

So werden die Stunden der Geistesbefan- genheit, der Verblendung und der Verdrossen- heit selten seyn, wenn Ihr Euch gewöhnet, bey allem, was Ihr vornehmet, und was

Euch begegnet, ein deutliches Bewußtseyn Eurer selbst zu haben, und mit ungetrübter Besinnung zu Werke zu gehen, wenn Ihr Euch richtige Einsichten und ein unbefangenes Urtheil erwerbet, und Euch davon immer leiten lasset, wenn Ihr nicht duldet, daß die Empfindungen des Körpers den Geist benebeln, oder seine Thätigkeit schwächen, wenn Freyheit des Geistes, heller Blick und frischer Muth Euch eigen sind, wenn Ihr Euch jedem weichlichen Zögern entreißet, und stäts rasch angreifet, was zu thun ist; — selten die Stunden des schädlichen Leichtsinnes, wenn der Ernst Euch gehörig vertraut geworden, wenn Ihr die Wichtigkeit Eurer Angelegenheiten recht erwogen habt, wenn Euer sittliches Gefühl Lebhaftigkeit und Schärfe besitzt, wenn Ihr Gewalt an Euch übet, Euch zu Ueberlegungen zu nöthigen, wo es erfordert wird; — selten die Stunden der Kälte, wenn Ihr die höhern Interessen des Herzens,

von denen die Wärme kommt, nicht versäumet, wenn die Selbstsucht sie Euch nicht entfremdet, der Weltsinn sie nicht verdunkelt, wenn Ihr Euch dagegen oft und innig mit ihnen beschäftiget, sie fest an die Verhältnisse und Ereignisse Euers Lebens knüpfet, und Euch vor Gemüthszerrüttung verwahret. Noch mehr vermöget Ihr wider die Stunden des trägen Hinbrütens; Ihr dürfet Euch diesen nur nicht hingeben; und Ihr werdet Euch auch nicht dazu versucht fühlen, wenn regelmäßige Thätigkeit Euch Bedürfniß und Lust ist, wenn Ihr mit frohem Sinne zu Euern Verrichtungen eilet, und wenn es Euch in den Stunden der Muße nicht an Mitteln der nützlichen und anziehenden Unterhaltung fehlt.

Wenn andre Zustände, aus welchen gefährliche Stunden zu entspringen pflegen, sich nicht ganz verhüthen lassen, zum Theile auch nicht unterdrückt werden dürfen: so könnet

Ihr denselben doch eine solche Bildung geben, vermöge welcher sie aufhören, gefährlich zu seyn. Weniger ist zu fürchten von den Stunden der erregten Sinnlichkeit, wenn sich der Geist dieser sanft anschmiegt, wenn ein edles Gefühl sie beherrscht, wenn Ihr in Freuden des Geistes das antreffet, was andre bey einer üppigen Sinnlichkeit suchen müssen; — weniger von den Stunden der erhöhten Reizbarkeit, wenn Vernunft und eine milde Stimmung des Herzens sie besänftigen; — weniger von den Stunden des finstern Mißmuthes, wenn das Licht der Religion in die Nacht des Gemüthes fällt, und die unruhigen Bewegungen desselben zur stillen Trauer, zum gelassenen, ergebungsvollen Dulden mäßigt; — weniger von den Stunden der Lebhaftigkeit, der Fröhlichkeit und der überwallenden Gutmüthigkeit, wenn Besonnenheit und Pflichtgefühl sich ihnen mitgetheilt und

ihnen Gestalt gegeben haben. Dahin sey Eure Selbstbearbeitung gerichtet; denn nur allmählich werdet ihr es, bey unermüdetem, zweckmäßigem Fleiße, immer mehr dahin bringen.

Darum seyd Ihr, wie viel Ihr auch schon in dieser Hinsicht gethan habt, noch nicht vor einzelnen gefährlichen Stunden gesichert; die regellosen Zustände, die sie erzeugen, werden sich Euch oft wider Euern Willen mit verderblicher Gewalt aufdringen. Hierauf müsset Ihr gefaßt seyn, und Euch schon vorher mit demjenigen versehen, was Euch gegen die Gefahren derselben waffnen kann. Kennet Ihr Euer Herz; dann wisset Ihr auch, wie dasselbe verwahrt werden muß, und welche Seiten desselben Ihr vorzüglich zu decken, welche Wahrheiten und Gefühle Ihr vorzüglich zu beleben habt.

Am meisten kommt aber auf Euer Benehmen in diesen Stunden selbst an.

Habet Acht auf die Eindrücke, die Ihr empfanget, auf die Empfindungen, die in Euch erwachen, auf die Gedanken, Neigungen und Wünsche, die sich in Euch entwickeln, unterscheidet sorgfältig, was Euch darin der Pflicht abwendig machen, zu Unerlaubtem bewegen, für das Schlechte gewinnen will. Haltet an Euch, wo ihr merket, das rechte Maß möchte hier leicht überschritten werden; verdoppelt Eure Besinnung und Euern Ernst; präget Euch noch fester ein die Regeln, die Ihr befolgen, und die Fehler, die Ihr vermeiden müsset. Kämpfet gegen den mächtigen Reitz mit aller Kraft des entschlossenen Willens; unterdrücket schnell das Unlautre und Verführerische; weilet nicht bey dem Bilde, das in Euch strafbare Wallungen erregt. Erhellet und stärket dagegen Eure Seele an den Bildern des Schönen und Edeln; erneuert und befestiget Eure Entschließungen. Und sollte etwa doch Kälte in Euer Herz gedrungen seyn: so

suchet, durch angelegentliche Betrachtungen und Erwägungen; die Wärme desselben wiederherzustellen, und was ihr hinderlich ist, hinwegzuschaffen. Oeffnet dieses Herz den grossen Gedanken, wodurch die Religion es erhebt und dem Bösen verschließt. Der unverwandte Blick zum Himmel wende von Euch ab die Bethörungen der Welt. Die fromme Stimmung, welche die Erinnerung an den Allgegenwärtigen einflößt, und leise Aufmerksamkeit auf die Erinnerungen des Gewissens lassen Euch nie aus der Gemeinschaft mit dem Guten kommen, und die Versuchung zum Schlechten überwinden.

Zahlreiche Mächte sind in Euch dem Guten befreundet, es ist nur nöthig, daß Ihr Euch derselben bewußt werdet, und sie aufbiethet. Die gefährlichen Stunden können sie zurück drängen; aber bey Euch steht es, sie hervorzuziehen, und dadurch jenen den Sieg zu vereiteln. Nur schonen dürfet Ihr Euch

nicht,

nicht, an Strenge gegen Euch selbst darf es nicht mangeln. Und wohl verlohnt sich das der Mühe; denn es gilt ja einem Kleinode von unschäzbarem Werthe.

Endlich, **wenn eine gefährliche Stunde vorüber ist, prüfet, was sie bey Euch gewirkt hat.** Ungeachtet der redlichsten Anstrengung, könnte sie Euch zu kleinen Versehen gebracht, oder sonst Nachtheiliges in Euch zurück gelassen haben. Wohl Euch, wenn Ihr das bey Zeiten gewahr werdet, um jene auszugleichen, dieses zu vertilgen, und mit der Ordnung des Herzens die Klarheit des Lebens herzustellen! Untersuchet daher, wie Ihr in einer solchen Stunde gefühlt, gedacht und gehandelt habt, ob dieses auch in allen Stücken dem Sinne für das Heilige, Rechte und Gute gemäß war, was durch diese Stunde anders in Euch geworden ist, und wie Ihr die Veränderung beurtheilen müsset. Seyd dabey redlich gegen Euch

selbst, und säumet nicht, zu vollbringen, was die erlangte Einsicht Euch lehrt.

Auf diese Weise werdet Ihr nicht allein den Nachtheilen gefährlicher Stunden entgehen, sondern auch durch dieselben in Eurer Veredlung gefördert werden.

10.

Die schönen Stunden.

Es gibt auch Stunden im menschlichen Leben, die ein volles Recht auf den Nahmen der schönen haben. In dem Leben guter Frauen sind sie am zahlreichsten, weil hier alles friedlicher zusammensteht, glücklicher in einander greift, und sich leichter fortbewegt, das Gute und Erfreuliche inniger empfunden wird, weil darin weniger scharf Gezeichnetes, stark Hervorspringendes, mächtig Ergreifendes, weniger Sturm der Leidenschaften und Kälte der Selbstsucht, mehr sanfte Wärme und mehr heitres Licht ist, als im Leben der Männer.

Schöne Stunden sind nicht solche, welche die Hoffnung oder der Besitz eines gewünsch-

ten äußerlichen Gutes bereitet. Die Hoffnung, auf eine bestimmte Sache gerichtet, ist selten rein freudige Stimmung; bald trübt sie die Ungewißheit der Sache, bald die Unruhe des Verlangens. Der Besitz pflegt in den ersten Augenblicken ungestüme Freude zu erregen, die schnell genug der Gleichgültigkeit und dem satten Ueberdrusse Platz macht. Nicht an etwas Einzelnem, am wenigsten an einer einzelnen Aeußerlichkeit, hängt der echte Genuß; das Einzelne theilt das Gemüth, das Aeußerliche hindert es gewöhnlich, seiner eignen Reichthümer froh zu werden. Des äußerlichen Gutes ist immer genug da, alle Stunden des Lebens zu schönen zu machen; wäre nur auch in gleichem Maße die Empfänglichkeit da, und das, woraus im Innern das Schöne quillt, um seine Lichtschimmer über das Leben auszugießen. Die schöne Stunde ist der Ausdruck einer schönen Stimmung, die jede Umgebung nach sich gestaltet,

und aus allem, was sie berührt, Nahrung zieht.

Schöne Stunden sind auch nicht solche, worin sich etwas Ungewöhnliches mit uns zuträgt, worin wir auf eine besondre Weise bereichert, gerührt, erhoben werden; es sind nicht Stunden der überströmenden Fülle, des lauten Jubels, des trunkenen Entzückens. Gewöhnlich fehlt in solchen Stunden gar viel, dessen das Schöne ungern entbehrt, und sind sie, auf der andern Seite mit vielem überladen, was das Schöne ungern erträgt. Einfach, ohne künstliche Vorbereitung, ohne Ansprüche, im Aeußerlichen kaum durch irgend etwas sich unterscheidend von den übrigen, wenn nicht eben durch ihre scheinbare Unbedeutendheit, still und klar, aber köstlich und selig dem Herzen ist die schöne Stunde.

Schöne Stunden sind solche, wo man sich in dem Rein-Menschlichen des Daseyns innig wohl fühlt, wo dieses harmonisch unser We-

sen durchdringt, in Milde läutert und sanft hebt, es sind solche, wo das Leben in uns, besonders aber das höhere des Gemüthes wach ist, und sich ungehindert äußert, wie der unverstimmte Trieb es verlangt, so daß es, mit allen seinen einzelnen Regungen, in ein süßes Bewußtseyn aufgeht. In solchen Stunden hat man ganz sich selbst, und empfindet ganz das Glück, ein Mensch zu seyn. Sie machen daher auch bey den Frauen (die Männer müssen in ihrer, oft mühseligen, Thätigkeit leben) das eigentliche wahre Leben aus, alles andre ist nur verkümmernde Zuthat, Schatten des Lebens, der sich freylich von dem Lichte nicht trennen läßt.

Heiterkeit ist immer die Gestalt der schönen Stunden; der Vollgenuß des wahren Lebens — wie könnte der anders als heiter seyn? Man ist zufrieden mit sich selbst, offen für jeden gefälligen Eindruck; jedes Gefühl des Herzens, jede That wird zur

Freude, die Lust der Gegenwart Rückblick und Aussicht.

Der schönen Stunden in seinem Leben gedenkt man immer mit Wohlgefallen. Ihr Bild erlischt unter allen am wenigsten in der Seele, und ihre Farben bleiben immer frisch. Aus den Dämmerungen der Kindheit und Jugend schimmern sie glänzend herauf, um die Stunden zu erhellen, die dunkel dahin schleichen, um uns zu bereichern, wenn wir uns arm fühlen. Möchte alles in unserm Gedächtnisse untergehen, wenn nur die Stunden bleiben, die wir schön verlebt haben; seyen ihrer wenige, sie wiegen doch weit auf alles, was uns Angenehmes begegnet ist. Wenn andre uns mit Wehmuth und Sehnsucht erfüllen; so entzücken sie uns in ruhiger Betrachtung.

Die schönen Stunden des Lebens gewähren uns ein sichres Gefühl dessen, was wir seyn sollen, was wir immer zu seyn wünschen

müssen. Aus ihnen erheben sich die Ideale der Menschlichkeit. Sie muß man im Andenken behalten, um vom innern Triebe den rechten Weg geleitet zu werden, und das Edle nicht bloß im Bilde zu schauen, mit dem Verstande anzuerkennen, sondern ihm auch das Herz zu weihen. Sie sind der Seele gewisse Verheißungen des bessern Lebens — ihr Genuß ist Unsterblichkeitswonne.

In den schönen Stunden des Lebens gewinnt auch das Edle im Weibe raschern Fortgang; sie sind Epochen seiner Herzensbildung. Wenn die gefährlichen Stunden seiner Tugend zur Läuterung — so gereichen die schönen ihr zur Kräftigung und vielseitigern Entfaltung. Ein schöner Zug nach dem andern legt sich in seinem Gemüthe an, und alles umschlingt fester die Liebe.

Solche schöne Stunden entspringen nun zuförderst aus der guten Verfassung des Kör-

pers und des Geistes im Ganzen; es sind Stunden des körperlichen und des geistigen Wohlgefühles.

Wenn nichts die Einheit der Wirkungen stört, die das köperliche Leben ausmachen, wenn sie im richtigen Verhältnisse zu einander stehen, sich leicht zusammenfinden, und gegenseitig fördern: so kündigt sich das in einem ungemein heitern Bewußtseyn an. Man fühlt sich leicht und frey, als ob man alles Lästigen, Fesselnden und Beengenden entbunden wäre. Alle Kräfte streben, sich zu äußern; aber dieses Streben hat nichts Unruhiges, nichts Aengstliches. Man blickt um sich in eine Lichtwelt, und die Gegenstände, die vorher Nebel verhüllten, haben sich aufgedeckt, und stehen da im fröhlichen Schimmer. Selbst das Uebel verliert seine dunkle Farbe; man denkt über Schwierigkeiten weg; man sieht in den Hindernissen Förderungsmittel; man fürchtet das Bedenklichste nicht mehr; man

kann keiner Besorgniß Raum geben. Hoff-
nungen, auf die man längst resignirt hatte,
wagen sich als Möglichkeiten und Wahrschein-
lichkeiten wieder hervor; das Günstigste und
Erwünschteste erwarten, dünkt dem glücklichen
Herzen nicht zu kühn. Bey dem Widrigen
kann man nicht weilen, die Phantasie trägt
darüber hin. Man freut sich über alles,
über die Menschen, über seine Lage, über
seine Geschäfte, über das freundliche Leben,
und über die unbedeutendste Kleinigkeit darin;
man möchte alles an sein Herz drücken, und
allem seine Freude einhauchen; man ist zu
jeder Verrichtung aufgelegt; und jede geht
glücklich von Statten; mit Lust treibt man
jede Arbeit, die vorkommt. Jeder Gedanke
ist ein Kind des Lichtes, ein fröhliches Wesen,
von Fröhlichem geboren; Schiefes, Einseiti-
ges, Spitzfindiges denkt man da nicht; das
Einfache gilt da mehr als der künstliche
Schein. Alle Neigungen haben sich besänf-

tigt, nichts Leidenschaftliches ist mehr in ihnen und nichts Selbstsüchtiges; Wohlwollen ist ihr Seele; hassen, anfeinden kann man keinen Menschen, wohl aber an jedes Ergehen innigen Antheil nehmen; Neid und Mißtrauen vermögen nicht aufzukommen. Man liebt das Wahre und Rechte mit der uneigennützigsten Liebe, und begreift kaum, warum man nicht immer und allein davon geleitet wird, begreift am wenigsten, wie man sich mit ihm in entschiedenen Widerspruch setzen kann. Man ist erwärmt für das Gute; man möchte ihm weihen, was man ist und hat; man gelobt ihm ewige Anhänglichkeit, und faßt die ernstlichsten Vorsätze. Empfindungsvoller, froher, als je, wird die Beschäftigung mit dem Höchsten und Besten der Wesen, sich dieses vergegenwärtigen, es gleichsam zu sich hinab ziehen, sich mit seiner Vortrefflichkeit erfüllen, das gewährt dem Herzen unaussprechliches Entzücken.

Das Wohlgefühl des Körpers theilt sich dem Geiste mit; aber dieser muß Empfänglichkeit dafür haben; er darf nicht in sich selbst zersplittert, nicht von Gewissensvorwürfen beunruhigt, von heftigen Begierden empört, durch innere Schäden verletzt, durch Vorurtheile mit sich entzweyt seyn, sonst möchte die angenehme Stimmung des Körpers nur dienen, ihm sein eignes Elend fühlbarer zu machen.

Unter den schönen Stunden sind unstreitig die schönsten die, welche in dem vollkommnen Zustande des Geistes selbst ihren Grund haben. Es gibt eine Eintracht aller Seelen- und Gemüthskräfte, ein verhältnißmäßiges Zusammenwirken der Sinne, der Phantasie, des Verstandes, des Gefühles und des Willens, dessen man sich nicht so deutlich bewußt wird, daß daraus Zufriedenheit mit sich selbst entspringen könnte, das sich aber in einem unbestimmten seligen Empfinden offenbart. In

diesem Empfinden verschwinden die Mängel, selbst die Uebel unsers Körperlebens; es kann uns über drückende Leiden erheben, und sogar dem herben Schmerze Süßigkeiten verleihen. Aeußere Unannehmlichkeiten erhöhen oft seinen Genuß, statt ihn zu verbittern. Mit ihm hat sich der Himmel in unsre Brust gesenkt, und wir erfahren daran recht, wie wenig wir in unserm Besten der Erde angehören. Es ist ein Zeichen, daß wir ganz wahr, ganz eins mit uns selbst sind.

Die schönen Stunden des Lebens sind aber auch oft das Werk einzelner edler Stimmungen; wie die Stunden der frommen Erhebung, der höhern Wärme, der innigern Liebe und der frohern Pflichtthätigkeit.

Sehet eine wahrhaft fromme Frau in der Stunde, wo ihr Herz sich mit Gott unter-

hält, wo sich alle Empfindungen dieses Herzens zu ihm hinwenden, wo sie ihm die Tiefen desselben aufschließt, wo sie vor ihm ihr Gemüth erforscht, ihm ihre Fehler bekennt, wo sie ganz fühlt, wie die Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse, wie ihr Geliebtestes und Tröstreichstes, wie das, ohne welches sie nicht leben möchte, in ihm ist, wie von ihm jedes Gut und jeder frohe Augenblick des Daseyns kommt, wie in ihm alles sich vereinigt, was sie verehrt, und dessen sie sich freut, wie sie an ihn ewig sich halten, auf ihn ewig sich verlassen kann — wo Ehrfurcht, Anbethung, Demuth, Ergebung und Vertrauen ihre Brust erweitern, und das alles nun ihre Tugend erhöht, ihr Wesen verklärt, wo sie der genauesten Vereinigung mit Gott wonnevoll inne wird, und himmlische Kräfte sich in ihr regen — oder betrachtet sie nur in der Stunde, wo sie sich den irdischen Verhältnissen entzieht, um in der Stille über ihre heiligen Angelegen-

heiten nachzudenken, wo sie in dieser Beschäfti-
gung Beruhigung, Stärkung des guten Sinnes,
eine beßre Seelenstimmung fühlt, wo sie ih-
ren Dank, ihre Wünsche und Vorsätze laut
werden läßt, wo die Gedanken der Gottheit,
der Tugend und ihrer Bestimmung die deut-
lichsten und gefühltesten in ihrer Seele sind:
und saget dann, ob man diese Stunde nicht
zu den schönsten des Lebens zählen müsse?

Gewiß gilt dasselbe von den Stunden der
höhern Wärme. Es sind diejenigen, wo das,
was über das Gemeine der Erde emporsteigt,
was recht eigentlich dem Geiste angehört, wor-
in das Leben des Geistes strömt, das Ge-
müth mächtig ergriffen hat — Stunden, wo
man mit frommer Bewundrung bey allem
Trefflichen still steht, wo das Milde und
Große in der Natur, das Würdige im Men-
schenleben, das Heilige in der Geschichte, das
Edle einer That, das Herrliche eines Charak-

ters die Seele gefesselt hält, und von ihr gefeyert wird, wo ein Ziel, des ernstesten Strebens werth, sie begeistert, wo sich mit tieferm Gefühl sich dem anschließt, was in allem ihrem Suchen und Sehnen gemeynt ist — Stunden, wo, im Kreise gleichgestimmter Menschen, alle Quellen des Lebens springen, alle seine Pulse schlagen, alle seine Gefühle sich im fröhlichen Jubel mischen, wo alle Momente des Innersten angeregt sind, und alle seine Laute einklingen in die Harmonie der Seele — Feststunden der Freundschaft, wo man dem verwandten Wesen an das Herz fällt, und alle Reichthümer des Lebens sich auflösen in den Einen unaussprechlichen Besitz — Stunden, wo man reden kann von den Geheimnissen im Gemüthe, von dem lange sorgfältig Verschlossenen und Verwahrten, von dem, an seinem Eigenthümlichsten Aufgenährten, mit der Ueberzeugung, ganz verstanden zu werden, das

Beste

Beste seines Wesens zu theilen, und künftig gemein zu haben.

Schöne Stunden führt auch die innigere Liebe herbey.

Man liebt nicht immer wie man möchte. Das an die Erde gefesselte, von der Selbstsucht vielfach bestrickte Herz wird oft von beyden so sehr sich selbst entwendet, daß ihm der eigenste Sinn ein fremder zu seyn dünkt, daß es die ihm eigenste Richtung und Handlungsweise von sich erzwingen muß. Das beßre Weib hört auch da nicht auf, im Geiste der Liebe zu leben; aber ihr Trieb, ihre Freudigkeit, ihre Beseelung sind nicht in ihm. Man ist kälter, härter, untheilnehmender, unfreundlicher gegen die Menschen; man fordert mehr, man leistet weniger, als man sollte. Dagegen gibt es auch Stunden, wo alles, was im weiblichen Herzen für die Menschen spricht, mit vorzüglicher Stärke erwacht, wo man jedem wohl will, jeden glücklich zu machen

wünscht, in jedem ein Wesen erblickt, das auf unser Interesse, auf unsern Beystand Anspruch hat, wo die Freude und der Schmerz andrer dem weichern Gemüthe sich tief eindrücken, seine Betrachtungen mit seinen Empfindungen beschäftigen, wo man den Kummer andrer so gerne lindert, ihrem Bedürfen so gerne abhilft, zu ihrem Besten so gerne etwas thut, wo die Liebe das Gefühl, den Gedanken, das Wort und die Handlung bewegt.

Wahrlich, das sind schöne Stunden! Ist man wohl glücklicher, als wenn man beglückt, wenn das Beglücken Drang des Gemüthes ist? In der Armuth und den Verengungen der Selbstsucht kann man nimmer glücklich seyn; desto mehr in der Fülle und den Erweiterungen der Liebe. Stunden, die uns selbst trübe dahin ziehen, erheitern sich, wenn das Herz sich öffnet, und in Liebe dahingibt. Das Weib wird nie ganz elend seyn, so

lange es die Fähigkeit zu lieben noch nicht eingebüßt hat.

Endlich müssen zu den schönen Stunden im weiblichen Leben die Stunden der frohern Pflichterfüllung gerechnet werden — die Stunden, wo Euch, was Ihr thun sollet, klar vor der Seele steht, und wohlgefällig die Seele anzieht, wo Ihr es für das erkennet, was Ihr am liebsten thut, wo Euer Herz Euch das stärker empfiehlt, als irgend eine Anpreisung es vermöchte, wo Ihr in dem Thun selbst den besten Lohn findet, wo Ihr wahrnehmet, wie Ihr in Eurer Geschäftigkeit mit Euch selbst übereinstimmet, wie durch sie Ordnung und Freude geschaffen wird, wo Ihr mit stillem Fleiße, mit frischem Muthe und einer Lust, die sich jeden Augenblick erneuert, Euerm Werke nachgehet, und gleichsam in dem lebet, was Ihr verrichtet, wo das hellste Bewußtseyn Euch sagt, eben wie Ihr es machet, indem Ihr Euch selbst genüget,

müsse es seyn — die Stunden, wo Ihr auf das wohl vollbrachte Werk auf die Mühe, die überstanden, die Schwierigkeiten, die besiegt sind, zurück — auf das Gute, das daraus hervor gegangen, hinblicket, wo Ihr innig fühlet, Ihr dürfet jetzt mit Euch zufrieden seyn — die Stunden, wo Ihr der gelungenen schweren Edelthat, der hohen Selbstüberwindung, der bestandenen Prüfung, des ausgeführten Vorsatzes, der bewiesenen Treue Euch freuet. Gewiß um keinen Preis würdet Ihr diese Stunden in Euerm Leben missen.

So sind die schönen Stunden des Lebens. Sorget dafür, daß derer in Euerm Leben recht viele seyen. Ganz hängt das freylich nicht von Euch ab; vieles ist darin Sache der unerklärbaren Stimmung, des unerklärbaren Wechsels in den Körper- und

Geisteszuständen; aber Ihr vermöget doch auch viel dazu beyzutragen.

Oefter werden Euch die Stunden des körperlichen und geistigen Wohlgefühles erscheinen; wenn Ihr Euch an eine vernünftige Lebensordnung gewöhnet; wenn Ihr im Arbeiten, Ruhen und Genießen das Maß haltet, das Eurer Constitution das allein zuträgliche ist; wenn Ihr das vermeidet, wovon Ihr nachtheilige Einflüsse erfahret, wornach Ihr Euch dumpf, verdrossen, umnebelt fühlet, dasjenige zur rechten Zeit und Stunde thut, was Euch, dann verrichtet, heiter und aufgelegt macht, wenn Ihr besonders die glücklichen Morgenstunden zu benutzen versteht; wenn Ihr Euch vor Leidenschaften, heftigen innern Erschütterungen und vor allem hüthet, was das Gleichgewicht der Seele stört; wenn gesunde Verstandesaufklärung, und mehr noch, edle Herzensbildung Euch ernste Angelegenheit ist, und Ihr Euch die Empfänglichkeit

für das Gute und Schöne im Leben bewahret.

Häufiger werden Euch die Stunden der frommen Erhebung erscheinen; wenn der religiöse Sinn in Euch recht lebendig bleibt; wenn Ihr ein gutes Vernehmen zwischen dem höchsten Wesen und Euerm Herzen unterhaltet; wenn Ihr jeder Einladung zu frommen Betrachtungen willig folget, und Euch durch das Beschwerliche, Unfreundliche, was sie zuweilen zu haben scheinen, nicht zurück schrecken lasset. Oft werden gerade die Stunden die genußvollsten, die nicht ohne eine gewisse Abneigung sind begonnen worden. Aber es gibt Stunden, wo Weltsinn, Weltsorgen, Weltbegegnisse die Seele so verdüstert, oder so vereitelt haben, daß alles, was da in sie eingeht, von ihrer unwürdigen Stimmung entstellt wird, und daß sie sich nur mit dem peinlichsten Zwange zu Beschäftigungen anhält, die dieser ganz entgegen sind — was

denn allerdings nicht geeignet ist, für die Sache zu gewinnen. Solche Stunden seyen nicht die Stunden Eurer Andacht; wartet lieber ab, daß die ungünstige Stimmung vorüber gehe, thut aber auch, was Ihr vermöget, sie zu vertreiben. Desto mehr seyen es die hellen und frohen — auch die Stunden des stillen Kummers, die das religiöse Nachdenken mit seinem Troste erfüllen, und ihnen dadurch süße Reitze ertheilen kann.

Häufiger werden Euch die Stunden der Wärme und der Liebe erscheinen; wenn Ihr fliehet, was das Herz erkältet, das Gemeine, Oberflächliche und Leere im Weltleben, das Mißtrauen und was Euch sonst vom Menschen absondern könnte; wenn Ihr der Selbstsucht und dem Stolze nicht gestattet, in Euerm Herzen Platz zu nehmen; wenn Ihr die Gefühle rege erhältet, wodurch jedes Treffliche Euch rührt, wodurch Menschen Euch interessiren, und von welchen die Begeisterung,

das Wohlwollen, die Uneigennützigkeit, das echt menschliche Wesen ausgehen.

Und wie Ihr bewirken könnet, daß die Stunden, welche frohe Pflichtthätigkeit und das Andenken an sie beglückt, häufiger werden, das ist von selbst klar.

Genießet innig jede schöne Stunde in Euerm Leben. Darum kommen sie im Leben herauf, daß sie es erheitern, daß sie für das Düstre, Widerwärtige, Verhaßte in demselben schadlos halten, daß sie im Gemeinen das Edlere offenbaren, und durch Ahnung des Bessern, freudiges Hoffen des Bessern wecken sollen. So gebet Euch denn ganz dem hin, was Euch hier erheitert: es ist ja das Schuldlose, Reine, wie könnte es Euch sonst so wohl thun? Verkümmert Euch den Genuß nicht durch unangenehme Erinnerungen und Besorgnisse. Vertreibet die Aengstlichkeit, die Euch oft die herrlichsten Feste des Lebens mit dunkeln Wolken umzieht. Ver-

fet willig von Euch, wovon eben diese Stunden Euch befreyen wollen, das Ueberflüssige, Lastende, Quälende. Seyd nur das, seyd es bis in das Tiefste Eueres Gemüthes, wozu sie Euch auffordern und bilden.

In schönen Stunden muß Euer Herz das sammeln, wovon es viele andre, weniger freundliche hindurch lebe; und habt Ihr sie wohl zugebracht, so werden sie, wenn sie lange entflohen sind, noch Eure Tage erheitern, das Andenken an sie wird Euern Kummer mildern, und mittelst dieses Andenkens wird es Euch oft gelingen, Euch neue schöne Stunden zu schaffen.

Aber lasset es Euch auch nicht leid seyn, daß sie so flüchtig sind. Das ist das Loos alles Schönen auf Erden, die Bedingung, unter welcher das Schöne hier aufblüht. Wenn die interessante Beschäftigung, die frohe Unterhaltung Euch nicht mehr anziehen, dann versuchet auch nicht

ihnen durch künstliche Mittel Reitz zu geben. Die Natur will, daß das jetzt aufhören soll, und sie läßt nichts von sich erzwingen. Alles, was ihr anwendet, um die schönen Stunden jetzt noch zu verlängern, würde nur dienen, die Empfänglichkeit für dieselben zu zerstören. Die schönen Stunden sind nicht die einzigen, die wir würdig zubringen, unsre Bildung macht auch ernste nöthig. Die das Herz beseligende Andacht muß zuweilen in Erwägungen übergehen, die weniger erfreulich sind, was sie in uns erzeugt, muß auch wirken in Thaten, die Anstrengung kosten. Die Wärme und die natürliche Disposition des Wohlwollens verlassen oft das Gemüth, damit es sich selbst zum Edeln anhalte, und sich dadurch zu einer höhern kräftigern Liebe erhebe. Die Pflichtthätigkeit ist oft eine beschwerliche, damit man in der Selbstüberwindung, im Gehorsam und in der Treue geübt werde.

Wachet dabey über Euch, daß, im

Genusse der schönen Stunden, kein gefährlicher Dünkel und kein vermessenes Selbstvertrauen Euer Herz beschleichen. Fasset darum, weil diese Stunden Euch oft besuchen, keine besondre Meynung von Euch, haltet Euch darum nicht für besser. In den meisten Fällen würde das eitel Betrug seyn; denn in den meisten Fällen sind sie nicht das Werk Euers Verdienstes, sondern der guten Natur in Euch. Wären sie indeß auch eine Folge dessen, was Ihr selbst an Euch gewirkt habt, so bliebe es doch gefährlich, Euch das selbst zu sagen. Die schöne Unbefangenheit, die edle Anspruchslosigkeit des Weibes ginge darüber verloren; die Einbildung würde bald zu der Wahrheit noch vieles hinzuthun; ein Euch unnatürlicher Stolz würde sich Eurer bemächtigen; thörigte Sicherheit könnte Euch um alles bringen, was Gutes in Euch ist, und Euer Herz gänzlich zu Grunde richten.

Freuet Euch der schönen Stunde nur recht, dann werdet Ihr gewiß nicht von der Demuth weichen; die Freude wird in Euch still, natürlich, einfach — dankbar wird Euer Blick auf Gott gerichtet seyn, sein Geschenk werdet Ihr, was Ihr auch selbst dazu beygetragen hättet, gerührt in derselben erkennen, und das wird Euerm Genusse, indem es ihn erhöht, alle Nachtheile benehmen, welche sonst daraus entspringen könnten.

Suchet, endlich, die schönen Stunden Euers Lebens für Eure sittlich religiöse Veredlung wohlthätig zu machen. Schon von selbst wirken sie dazu viel, noch weit mehr aber, wenn Ihr mitwirket.

Haltet die Gefühle für das Wahre und Gute, für Gott und die Menschen, die sie Euch eingeflößt haben, fest, und verwebet sie mit den Gedanken und Ereignissen, welche

Eure gewöhnlichsten sind, damit sie Euch recht oft wieder begegnen.

Setzet, was da in Euch vorgeht, durch stilles, sinniges Denken in vielfache Beziehung zu Euerm Leben und Verhalten; machet davon Anwendungen auf Eure Pflichten, auf Eure Fehler, auf Eure herrschenden Neigungen. Präget Euch die Wahrheiten, die Eure Gesinnungen beseelen, und Eure Handlungen leiten sollen, tiefer ein. Erhebet Euch zu kräftigen Vorsätzen, und wiederhohlet sie nachher oft.

Lernet hier, wie gute Stimmungen in Euch entstehen, damit Ihr sie hervor zu rufen vermöget, wo Ihr derselben vorzüglich bedürfet.

Benutzet die Kraftlosigkeit, worin sich jetzt das Schlechte befindet, es tiefer niederzudrücken.

Fühlet Euch ganz in die Seligkeit eines glücklichen Verhältnisses zu Gott und eines

schönen Lebens hinein, damit Euch das ein beständiger mächtiger Antrieb zum Bessern werde.

Entwickelt die Ideale des Edeln, nach denen Ihr Euch bilden müsset, stellt sie klar und lebendig vor Euch hin, damit sie, als freundliche Sterne, Euch immer vorleuchten.

Erneuert den Bund mit Euerm Genius, in welchem, wenn Ihr ihm treu seyd, jede Trefflichkeit an Euch gedeihen muß.

Die Wonne, die Ihr in schönen Stunden genießet, werde Licht des bessern Lebens, das nie wieder untergeht, aber mit seinen Strahlen immer mehr das Innere durchdringt, und alles Nächtliche darin zerstreut.

II.

Glaubensstärke.

Unter die Eigenschaften, welche das treffliche Weib auszeichnen, gehört auch Glaubensstärke.

Glaube ist in dieser Beziehung Zuversicht zu dem, wovon der Sinn keine Kunde hat, wovon aber das Herz zeugt, worauf die Anlagen, die Bedürfnisse, die edlern Gefühle und Triebe der Natur hindeuten, was man nur dadurch verwerfen kann, daß man den wesentlichen Bestimmungen des echt menschlichen Bewußtseyns widerspricht, daß man das Würdigste und Beste, die Gegenstände der reinsten Liebe verläugnet und aufgibt. Sie verdient diesen Nahmen vorzüglich dann, wenn sie sich weniger auf Einsichten des Ver-

standes, als auf die Aussagen des Herzens stützt — wenn sie in ihrem Wesen Sache des Herzens ist...

In dem Herzen des Weibes sind die Zeugnisse, woran der Glaube sich hält, stärker und entschiedener ausgedrückt, alles, was sich in ihm bewegt, arbeitet zum Glauben hin; darum wird auch von ihm mehr, als vom Manne, Glaube gefordert; darum soll bey ihm mehr, als bey diesem, der Glaube Sache des Herzens seyn.

Der Glaube des Weibes ist ein Vernehmen seiner selbst, Ergebung an die Stimme seines Innern; der Unglaube des Weibes wäre Losreißen von sich selbst, Auflehnen gegen sich selbst.

Wenn der Glaube gleich immer von dem ausgeht, was im Innern versiegelt ist: so vermag doch der Verstand den Gründen desselben nachzuspüren, sich seinen Zusammenhang mit dem Leben des Gemüthes aufzuklären,

klären, seine Bestätigung in der Erfahrung aufzusuchen, und die einzelnen Erfahrungen damit in Uebereinstimmung zu bringen; indeß muß er am Ende wieder zum Herzen zurück, damit die gewonnene Einsicht lebendiger Glaube werde.

Der weibliche Verstand ist weniger organisirt, zum Glauben mitzuwirken. Nur seltne Frauen finden auf diesem Wege Befriedigung; die meisten, die sich auf denselben wagen, gerathen in gränzenlose Verirrung, und büßen, mit der richtigen Ansicht, die Ruhe des Gemüthes ein. Glücklich sind die zu preisen, die dem Herzen vertrauen; denn auch in Betreff des Glaubens ist wahr, daß aus dem Herzen das Leben kommt.

Die Forschungen des Verstandes führen in ein weites, oft unabsehbares Feld. Zu bedauern wären wahrlich die Frauen, die ihnen so wenig Zeit widmen können, die so wenig dazu gebildet werden, die ihre Bestimmung in

eine ganz andre Sphäre weist, wenn sie von dorther ihr Heil erwarten müßten. Aber es liegt ihnen näher, es liegt in ihnen selbst, das Bedürfniß desselben schließt es schon in sich. Möchte das doch keine verkennen! ein Weib ohne Glauben ist unaussprechlich elend.

Des Weibes Glaube ist zuvörderst Glaube, daß es einen reinen Werth, etwas an sich Gutes und Liebenswürdiges gebe, worauf alle Bestrebungen gerichtet seyn sollen — Glaube an Tugend, an das Sittlich-Schöne, an ein Ideal des Herzens — Glaube an ein Höher und Besser, dem man sich in lautrer Verehrung weihen könne.

Darauf gründet sich der Glaube des Weibes an sich selbst, der Glaube, daß jenes Gute seinem Gemüthe nicht ganz entfremdet sey, daß es ihm nicht an Kräften fehle, sich zu demselben zu bilden, daß seine

redlichen Bemühungen nicht vergebens seyn werden, daß es um seiner Schwäche und Fehler willen nicht verloren geben dürfe.

Dieser Glaube ist um so fester, je mehr das Herz sich selbst getreu blieb, je mehr man schon für seine Veredlung gethan hat, je mehr man, der Bedenklichkeiten nicht achtend, frisch und fröhlich bey seinem Werke ist, und sich durch Erfahrung von dem überzeugt, was man vermag. Den Weibern, welche immer über ihre Ohnmacht klagen, ist es vielleicht nie mit der Verbesserung ihrer Fehler Ernst gewesen.

In den edelsten Frauen spricht sich der Glaube an sich selbst selten deutlich aus; aber er lebt in ihnen, und eben darum kommt er nicht zum Gedanken. Er äußert sich als Muth des Nicht-Zweifelns, und in dieser Gestalt kann er der weiblichen Anspruchslosigkeit keinen Eintrag thun.

Aus dem Glauben an sich selbst entspringt

der Glaube an andre. Wer in sich selbst das Edle antrifft, und sich des noch Edlern fähig fühlt, der traut dasselbe auch andern zu. Der Verdacht, so häufig er sich auch unter den Frauen zeigt, ist bey ihnen eine widernatürliche Stimmung; was sich schon dadurch verräth, daß er ihnen, so lange sie sich noch nicht an ihn gewöhnt haben, sehr schmerzlich wird. Selbst häufige Erfahrungen von menschlicher Schlechtigkeit werden eine gute Frau zwar vorsichtig in ihrem Benehmen, aber nicht mißtrauisch im Herzen machen. Sie wird sich in jedem neuen Falle bescheiden, daß es hier doch wohl anders seyn kann; und glauben ist ihr Bedürfniß; reich fließt in ihrem Gemüthe des Glaubens Quelle, um so reicher, je besser sie selbst ist. Wie widrig das Weib, das es dahin gebracht hat, mit Wohlgefallen Mißtrauen zu hägen und zu verbreiten!

So ist denn auch dem guten Weibe

fremd, gegen das, was sich als Tugend ankündigt, Bedenklichkeiten zu erregen, Mängel daran aufzusuchen, unreinen Absichten, die dazu mitgewirkt haben möchten, nachzuspüren — ein Geschäft, das, nicht seines Amtes, ohne Nutzen und Freude, höchstens dienen kann, sein Inneres zu verwunden. Gerne läßt es die scheinbar würdige That gelten — denn die Ehre der Menschheit glänzt darin, sie entzückt das edle Herz; wenn es nicht genöthigt wird, sie für bloß scheinbar zu halten, wenn sie sich nicht selbst dazu einleuchtend herabsetzt.

Die volle Entwickelung des weiblichen Glaubens ist die, worin er als religiöser Glaube erscheint, als Glaube an den Himmel und seine Offenbarung, als Glaube an Gott und Gottesleitung in der Welt und im Menschenleben, an die Erleuchteten und Frommen, die, Bothen der Gott-

heit, zu den Menschen geredet haben, an jede Gottesstimme, in der Natur, in den Schriften der Weisen und im Gewissen — endlich als Glaube an ein beßres Leben.'

Sollte es wohl unter den, einiger Maßen gebildeten, und nicht durch Männer irre geleiteten, Frauen, Eine Einzige geben, in der nicht der Glaube wohnte! Und lasset auch Männer an ihnen verbildet; lasset diese gegen ihren Glauben alle Gewalt der Ueberredung, die den weiblichen Verstand bethören kann, aufgebothen, und ihnen Einwendungen gegen denselben beygebracht haben, die ihnen unauflöslich scheinen; lasset sie selbst sich einbilden, sie glaubten nicht: doch wird es sich in entscheidenden Augenblicken zeigen, daß der Glaube in ihnen noch tief wurzelt. Auch jene verwilderte Frau, die allen Lüsten der Welt lebt, die ihr Gewissen eingeschläfert hat, und sich gerne des lästigen Glaubens entledigen möchte, erfährt, daß er ihr überlegen

ist; sie hat nicht mehr gekonnt, als ihn im Taumel des Weltlebens verdunkeln und schwächen; in den Stunden der Besinnung sind seine Aeußerungen unverkennbar.

So verhält es sich aber mit sehr vielen. Der Weltsinn läßt den Glauben nicht aufkommen, und Macht im Gemüthe gewinnen; ihre sinnliche Stimmung drängt ihn zurück; ihre Lebensweise, die so ganz mit ihm im Widerspruche ist, wendet sie von ihm ab. Alles wirkt ihm entgegen, nichts unterhält und fördert ihn; und doch bedarf er der Nahrung und Pflege, wenn er sich unter so viel Fremdartigem behaupten soll. Sie vergessen der Angelegenheiten, welche der Glaube umschließt, und werden sich dieses nur dann bewußt, wenn sich jene einmal zufällig anmelden, wo sie denn auch wohl das Eine und andre vernehmen, was er von ihnen fordert.

Bey den meisten kränkelt der Glaube zwar nicht an dieser Entkräftung; aber es ist doch

in ihrem Gemüthe nicht viel anders, als ob kein Glaube bey ihnen wäre; der Glaube lebt nicht in ihnen. Sie glauben zwar ihrem Herzen, aber das Herz nimmt an dem Glauben nicht Antheil, er wirkt nicht auf das Herz zurück, er hat die Gefühle nicht bey sich, die dem lebendigen Glauben eigen sind, daher er sich kaum von dem bloßen Verstandesglauben unterscheidet.

Zum lebendigen Glauben gehört Innigkeit des Gemüthes, Einheit und Haltung desselben, Stärke des religiösen Sinnes, rege Empfänglichkeit für das Beßre, mächtiges Bedürfniß der Hülfen, welche der Glaube leistet.

Lebendig wird der Glaube nur da, wo man viel mit sich selbst lebt, und sorgfältig auf die Stimmen des Herzens hört, aufmerksam umher schaut nach dem, worin der Glaube sich bewährt, oft und ernstlich über das nachdenkt, worüber der Glaube aufklärt

und beruhigt, die Gegenstände des Glaubens sich in vielfachen Beziehungen und unter rührenden, feyerlichen Umgebungen vergegenwärtigt, sich eignes Gefühl seiner Beseligungen zu verschaffen sucht — wo man an seiner sittlichen Veredlung unablässig arbeitet.

Vom Weibe gilt es gewiß: je besser das Herz, desto lebendiger der Glaube.

Auf diese Weise können Frauen den Glauben dahin bilden, daß er das Deutlichste, das Gewisseste und Mächtigste in ihrer Seele wird; und dies ist es, was die weibliche Glaubensstärke ausmacht.

Ob sich gleich der Glaube über die Erfahrung erhebt, so gereicht ihm doch die Erfahrung oft zur Bestätigung. Es gibt Fälle, wo es schwer ist, ohne die Bestätigung der Erfahrung zu glauben, weil diese hier mit den Gegenständen unsers Glaubens in so naher Verbindung steht, daß wir uns einbilden,

sie könne ihn weder verläugnen noch verbergen, wenn es anders mit ihm seine Richtigkeit habe. Und doch offenbart sich keine Spur davon, weil wir nicht scharfsichtig genug sind, die feinere Beziehung wahrzunehmen, das tiefer Verhüllte zu entdecken. Die Glaubensstärke wird dadurch nicht irre gemacht; sie hält an dem Zeugnisse des Herzens. Ihre Probe ist: nicht sehen und doch glauben — und sie selbst in solchen Momenten Seelenstärke.

Zweifel liegen eigentlich außer der Richtung des weiblichen Geistes. Das Weib sucht keine Zweifel, es achtet ihrer meist da nicht einmal, wo sie sich ihm entgegenstellen; doch dringen sie sich ihm zuweilen auf, daß es sie weder lösen, noch sich ihrer entledigen kann. Der schwache Glaube wird dadurch wenigstens verwirrt. Die Glaubensstärke erschüttert kein Zweifel; denn fest ist der Grund, auf den sie gebaut hat. Ist

sie nicht im Stande, die Schwierigkeit zu heben: so schreibt sie das der beschränkten Einsicht, der Kurzsichtigkeit des Verstandes zu, und erwartet getrost die vollständige Aufklärung von der Zeit. Sehr oft auch löst sie den Zweifel durch die That; das Handeln im Glauben macht, mehr, als alles, das Herz gewiß, und zieht der Geheimnisse viel aus dem Nebel in das Sonnenlicht der Erfahrung.

In der That vornehmlich muß Glaubensstärke sich erweisen — darin, daß man den Glauben frey bekennt, welchen Unannehmlichkeiten man sich auch aussetzt, daß man dem Glauben freudig Opfer bringt, dem Glauben duldet, und im Glauben Unterwerfung übt, im Glauben, unter großen Schmerzen, Kraft empfindet, ruhig zu tragen, und im Glauben alles leistet, was er vorschreibt.

Aus der Glaubensstärke erhebt, in ihr erwärmt sich die Liebe — Liebe zu allem

Vortrefflichen, Liebe zum Ideale der Bildung, Liebe zum Höchsten und Besten der Wesen, Liebe zu den Menschen, Liebe zur Wahrheit, Liebe zur Pflicht, und diese Liebe hört nimmer auf; sie steigt immer höher, sie äußert sich immer freyer, sie erzeugt immer edlere Früchte.

Zu der Liebe gesellt sich die Hoffnung. Mit der Zuversicht, womit die Glaubensstärke hinauf und in das eigne Herz blickt, blickt sie vor sich hin in die Zukunft; und wenn es um sie ganz Nacht wäre, dort schimmert ihr Licht. Es wird besser: ist das Wort der Verheißung, das ihr alles verkündigt, alles verbürgt. So lange auch ihr Hoffen mag hingehalten worden seyn; sie läßt doch nicht davon, sie weiß so sicher, daß es Erfüllung werden wird, als sie von sich selbst weiß. In diesem Hoffen hat sie hohen Muth, wo die Pflicht mit Gefahr verbunden ist; sie traut dem Rufe des Herzens, der Würde

der Tugend, dem Schutze der Allmacht, der Leitung einer anbethungswürdigen Weisheit, der Vergeltung einer ewigen Liebe. Das Theuerste kann sie auf das Spiel setzen, wenn es dem Besten gilt, und sie das Gewisseste im Auge hat.

II.

Diotime's Selbstgeständnisse.

Du wünschest, geliebte Anthonie, daß ich Dir von meinem Seyn und Leben etwas Schriftliches mittheilen möchte. Ob ich gleich nicht glaube, daß darin etwas Besondres sey: so finde ich doch auch nichts, das mich abhalten könnte, Deinen Wunsch zu erfüllen.

Es ist angenehm, den Weg, den man zurück gelegt, wenn man damit einiger Maßen zufrieden seyn kann, in der bestimmten Vergegenwärtigung, welche die schriftliche Mittheilung verlangt, noch einmal zu überschauen; und für mich liegt etwas — ich weiß nicht, soll ich sagen Tröstliches oder Süßes? — darin, mein Innerstes der vertrauten Freundinn zu enthüllen, von demjenigen meines Wesens, Fühlens und Thuns, worin ich am

meisten ich selbst war, ein Bild in ihre Seele fallen zu lassen. Wir besitzen den Menschen, der uns kennt, wie wir sind, mehr, wir lieben ihn inniger. Ich habe immer mit Interesse in ein menschliches Leben geschaut, das nicht ganz schlecht war, wenn auch nichts darin hervorstach. In dem meinigen hat es nicht an Willen und Bemühungen gefehlt; der Ernst und die Wirkungen hätten größer seyn können.

Du hoffst, von diesem Aufsatze für Deine heranwachsenden Töchter einen nützlichen Gebrauch zu machen. Mögen sie denn aus meinen Verirrungen lernen, sich vor ähnlichen hüthen. Vielleicht kann auch in manchen Fällen mein Verhalten ihnen gute Rathschläge geben, und ihnen zu einer richtigen Ansicht des Lebens behülflich seyn.

Von Jugend auf war meine Gemüthsart sanft und still. Wenige Dinge machten hef-

tige Eindrücke auf mich, wenige waren im Stande, mich aus mir selbst heraus zu werfen, und die dieses gekonnt hätten, suchte ich von mir fern zu halten.

Selten gränzte meine Freude an geistige Trunkenheit, selten habe ich tiefen, erschütternden Kummer gefühlt, ob es gleich an Ereignissen, die meinem Herzen stark zusetzten, nicht gefehlt hat; — desto öfter aber ein gewisses Selbstverlieren in Gram und Beängstigungen. Nur Kränkungen von Menschen, worin mir etwas Absichtliches zu seyn schien, oder die mich eine üble Stimmung gegen mich vermuthen ließen, griffen mich mächtig an; ich konnte Tage lang darüber grübeln. Auch mischte sich dabey zuweilen etwas Bitteres in meine Empfindungen, weil ich mir einbildete, einiges Recht auf Schonung zu haben; ich vergaß indeß bald wieder — nicht weil ich wollte, sondern weil mein Gemüth keine widrigen Aufwallungen ertrug.

Gewöhnlich aber war mein Zustand, bey solchen Begegnungen, Gefühl der Verlassenheit, der Zurücksetzung, dem ich mit einigem Wohlgefallen nachhing, eine Art von Mitleiden mit mir selbst, was ich auf keine Weise billigen kann. So war es nicht schwer, in dem Gleichgewichte des innern Lebens zu bleiben, das die erste Bedingung glücklicher Tage ist. Ich habe einer günstigen Natur sehr viel zu verdanken.

Ich liebte es, mich mit Dingen zu beschäftigen, die mir sanfte Empfindungen verschafften, welche eben nicht immer angenehm zu seyn brauchten, wenn sie nur das Herz leicht bewegten, und mit meiner jedesmaligen Disposition überein kamen. Die Phantasie ließ dieses Bedürfniß nicht leer ausgehen; ich wußte aber auch die Gegenstände in der wirklichen Welt zu finden, die es zu befriedigen vermochten.

Da meine Eltern im Sommer auf dem

Lande wohnten, so stiftete sich bald ein seliges Bündniß zwischen der Natur und meinem Herzen. Für ihre Schönheit im Ganzen hatte ich nicht so viel Sinn, als für das, was in ihr lebt, vornehmlich für Pflanzen und Blumen. Unter ihnen waren einige meine Lieblinge, mit denen ich mich sinnig unterhielt, denen ich nicht bloß eine Seele, sondern auch jeder einen eigenthümlichen Charakter lieh, wodurch sie fähig wurden, die verschiedenen kleinen Interessen meines Herzens zu theilen. Eine neue Entfaltung betrachtete ich als etwas Erfreuliches, das sie erlebten, und freute mich über sie und mit ihnen. Ueber ihr Hinwelken betrübte ich mich sehr, theils weil sie von mir abschieden, theils weil sie des süßen Lichtes und Lebens jetzt entbehren sollten.

Ich war gern für mich allein, wo ich über allerley nachdachte, was mir zugestoßen war, und mir allerley vorstellte, was mir

noch begegnen könnte, wobey ich zuweilen tief in die Träumerey versank, und oft sonderbare Gedanken hatte. Da mir nie viel erzählt worden war, was der kindlichen Phantasie Stoff und Richtung hätte geben können; so mußte die meinige aus ihrem Eignen erzeugen, und die Gestalt meines Herzens konnte sich besser daran ausdrücken.

Doch war mir der Sinn für das Aeußerliche nicht verschlossen. Die Neigung zur Stille hinderte mich nicht, zuweilen Menschen aufzusuchen, um unter ihnen zu seyn. Ich hatte Wohlgefallen an Menschen; nur mußten sie das Leben mit mir selbst nicht stören, nicht mit rauher Hand in mein Gemüth greifen. Die Eindrücke, welche ich von ihnen empfing, erregten mein Inneres, und dieses mochte sich wieder im Verkehre mit ihnen offenbaren.

An andern mußte ich mich aufrichten, darum war mir die Meynung andrer, und noch mehr

ihre Gesinnung gegen mich wichtig. Ich wünschte auch zu gefallen; aber ich kann nicht sagen, daß dieser Wunsch sehr lebhaft gewesen wäre, und etwas über mich vermocht hätte. Ich wollte immer rein und mit einer gewissen Nettigkeit gekleidet seyn, doch mehr um meiner selbst, als um andrer willen. Das Schmutzige, Häßliche verursachte mir unbehagliche Empfindungen; ein wohlgeordneter, freundlicher Anzug stimmte mich heiter.

Indeß hatte ich darin meine eigne Weise. Als ich mir einen Theil meiner Kleidungsstücke selbst verfertigen konnte, war immer vieles daran meine Erfindung. Man lobte es meist, was ich nicht ungerne hörte, doch veränderte ich selten, wenn man es tadelte. Meine Schwestern hielten sich mehr nach der Mode; alles war an ihnen schöner, glänzender, mehr, wie es die Welt verlangt; aber es schien mir oft nicht zu ihrem Wesen zu

passen, ich meynte, es könne ihnen selbst nicht gefallen.

Lustbarkeiten waren mir eben nicht zuwider; ich konnte mich so gar recht darauf freuen, nur durften sie nicht zu laut und bunt seyn. Gleichwohl hatten sie in jüngern Jahren etwas Fremdes für mich; mir war selten recht wohl, wenn sie vorüber waren, mir war, als ob ich anders gewesen wäre, als ich seyn konnte, seyn sollte, als ob ich etwas bereuen müßte, wenn ich mir auch nichts vorzuwerfen hatte.

Die wilden Knaben, mit denen sich meine Schwestern oft herumtrieben, konnte ich nicht leiden, ob ich gleich mit vieler Schonung von ihnen behandelt wurde. Auch unter den Mädchen, die ich kannte, waren wenige, an die ich mich anschließen, mit denen ich herzlich seyn konnte; doch ergötzten mich die Lebhaften und Lustigen unter ihnen, und ich wollte ih-

nen wohl, ob sie mir gleich nicht in gleichem Grade zugethan waren.

Frühe zeigte sich bey mir ein Hang zur Schwermuth, der mich nie ganz verlassen, aber mich auch nicht unglücklich gemacht hat. Das Traurige wirkte stärker auf mich, als das Frohe, und vieles, was meine Gespielinnen lächerlich fanden, versetzte mich in nachdenkliche Stimmung. Besonders brachten Scherze gewöhnlich ein, ihrer Natur ganz entgegengesetztes, eignes Gefühl bey mir hervor, dem ich keinen Nahmen zu geben weiß. Es war nicht das Beleidigende, das oft in den Scherzen liegt, was dies verursachte, denn ich fühlte dasselbe bey den harmlosesten, die niemand übel deuten konnte, auch war es nicht der Contrast des Leichtfertigen mit meiner Gemüthsart. Es kam mir vor, als ob sie mir in dem Leben und in den Angelegenheiten der Menschen etwas zeig=

ten, das mir wehe that, als ob sie an etwas erinnerten, was ich bedauern müßte; indeß ist mir das nie recht klar geworden. Ich konnte Anfangs mit lachen; aber kaum besann ich mich, so war auch der Ernst da. Vielleicht rührte er daher, daß der Scherz eine Geringfügigkeit menschlicher Dinge vorauszusetzen scheint, an denen ich gerne eine hohe Wichtigkeit wahrgenommen hätte. Auf jeden Fall ist der Hang der Schwermuth darin nicht zu verkennen. Der frohe Sinn der Jugend ist nicht geneigt, die Sachen so anzusehen.

Die Vorstellung des Sterbens hatte besondre Macht, mein Gemüth schmerzlich-angenehm zu bewegen. Alles rief sie mir ins Gedächtniß, und sie war mir nichts weniger, als lästig. Furchtbares fand ich darin gar nicht; vielmehr dünkte mich, das Sterben müsse etwas Süßes seyn, ich dachte dabey an das Einschlafen, aber meine Phantasie

that noch etwas hinzu, das ich nicht zu beschreiben vermag. Vom Himmel lebte ein heitres Bild in meiner Seele, daß ich mich oft hinauf sehnte, nicht bloß wenn mir etwas fehlte, sondern auch wenn ich recht vergnügt war; auf der Erde glaubte ich könne es nie ganz gut seyn. Das Schmerzliche bestand darin, daß ich von so vielem abscheiden sollte; aber auch das war nicht reiner Schmerz.

In meinem fünften Jahre starb mein einziger Bruder, um den ich viel weinte. Bey dieser Gelegenheit sagte man mir vom Sterben, was man Kindern zu sagen pflegt, auch, daß er jetzt ein Engel sey. Ich suchte mich oft zu überreden, ich werde bald sterben, weil es mir gar zu schön vorkam, ein Engel zu seyn, und weil man dann auch um mich weinen würde. Uebrigens hatte ich das Leben recht lieb.

Der Hang zur Schwermuth äußerte sich auch dadurch, daß ich mich gerne an traurige

Vorfälle, die ich erlebt, an das Mangelhafte, was den Freuden, die ich genossen, anklebte, an das Unglück andrer Menschen erinnerte, und mir allerley Widerwärtigkeiten, die mir begegnen — Verluste, die ich erleiden könnte, aus- und mich selbst in unfreundliche Lagen hinein dachte. In meinen frohesten Stunden war etwas Wehmüthiges, und ich glaube, daß ohne dieses das Frohe für mich nichts gewesen wäre.

Fröhlich konnte ich gewiß auch seyn, und war es oft — weit öfter, als eigentlich trübsinnig. Ich war es am liebsten im Stillen und für mich, ich war es aber auch mit Menschen und unter Menschen. In der wehmüthigsten Stimmung hatte ein fröhliches Gesicht nichts Widriges für mich, im Gegentheil wurde ich meist davon umgestimmt. Es war mir eben so natürlich und gemüthlich, in andern zu leben, als in mir selbst. Fröhliche Gesellschaften, die den Ton meines Herzens

trafen, konnten mich zur Ausgelassenheit fortreißen, und mich meiner selbst beynahe vergessen machen; doch ward auch dann meine Freude nicht ungestüm, ich trat nicht aus mir heraus, ich that nichts, worin man mich hätte verkennen können. Indeß bekam es mir nie recht wohl. Am besten war mir zu Muthe, wenn ich mich über das Leben freute, über die Pflanzen und Blumen, oder wenn ich mich freute, und selbst nicht wußte worüber.

Mein Herz war unbeschreiblich weich; es kostete eben so wenig, ja noch weniger, mich zu rühren, mich zu verwunden, als mich zu erfreuen.

Eine finstre Miene versetzte mich, wenn ich gleich fest überzeugt war, sie gelte mir nicht, in die größte Unruhe; ich mußte darüber grübeln, was sie wohl bedeuten möchte; ich fühlte eine schwere Last auf mir, und

wußte nicht, was ich alles thun sollte, um zu schonen und mich gefällig zu erzeigen.

Sprach jemand ein hartes Wort zu mir: so konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, wenn mir auch ganz deutlich war, es sey nicht so gemeynt. Ich habe mir das oft vorgehalten, und mir alle Gewalt angethan; aber ich vermochte nicht, es zu hindern; ich mußte in die Stille und weinen, es verging einige Zeit, bis ich mich gefaßt hatte, und dann war es, als ob ich beleidigt hätte, und das durch Freundlichkeit wieder gut machen müsse. Doch fühlte ich Anfangs eine gewisse Scheu vor den Menschen, die hart zu mir gesprochen hatten, und diese verursachte, daß ich still war, welches mir zuweilen als heimliches Nachtragen ausgelegt wurde. Hätte man doch da in mein Inneres sehen können; es war gewiß voll Liebe, und vielleicht nie mehr von Liebe bewegt, als in solchen Augen-

blicken. Eben weil ich liebte, that das Harte meinem Herzen so wehe.

Die meisten Menschen begreifen den Zustand eines weichen Herzens nicht, sie halten die Empfindlichkeit desselben für Verwöhnung oder für Eigensinn; so mußte auch ich deßwegen manche Vorwürfe erdulden.

Es ging mir sehr nahe, wenn mir etwas abgeschlagen wurde, nicht um der Sache willen — denn entbehren und mich schicken wurde mir leicht, sondern um des Mißverhältnisses willen, worein ich mich dadurch zu Menschen versetzt sah; meine Empfindung war Sympathie, sie war, als wenn ich jemand etwas versagt, und dadurch beleidigt hätte.

Die Weichheit meines Herzens hat mir lange und viel zu schaffen gemacht; mancherley Verlegenheiten und große Leiden meines Herzens schreiben sich daher; sie hat mich von Men=

schen entfernt, die mir etwas hätten seyn können; sie hat späterhin wichtige Fehler erzeugt und verstärkt.

Die Erziehung sollte auf diese nachtheilige Schwäche allerdings aufmerksam seyn, denn sie kann dieselbe noch ohne viele Mühe heilen. Aber das barsche Durchgreifen ist wahrlich das Mittel nicht; könnte es ja etwas wirken, so würde es zum Schlimmen seyn, es würde das Herz abstumpfen. Schonung ist durchaus erforderlich. Man lerne das weiche Gemüth verstehen; man veranstalte, was die Besinnung beschleunigt; man komme dem Kampfe gegen sich selbst zu Hülfe; man suche, was es empfindlich getroffen hat, in Vergessenheit zu bringen; man führe der Seele schnell andre Vorstellungen zu, die sie hinlänglich interessiren, daß sie allmählich die Richtung bekomme, welche darüber hinweg — oder davon abgeht, daß sie sich nach und

nach

nach gewöhne, Vorfälle, die so bald abgethan sind, gering zu achten.

Meine Mutter war eine sehr fromme Frau. Harte Schicksale hatten frühe ihr Herz auf Gott hingelenkt, aber auch in ihre Ansichten und Empfindungen etwas Düstres gemischt. Die Begriffe von den Wahrheiten der Religion, welche in ihrer Jugend in Deutschland herrschten, waren auch die ihrigen, und sie hatte sich so ganz in dieselben hinein gefühlt und gelebt, daß sie sich nicht davon trennen konnte, daß sie geflissentlich von sich abhielt, was sie darin stören wollte. Die religiösen Schriften, welche sie fleißig las, waren voll von einer unfreundlichen Ascetik; die Sünde war darin gleichsam der Mittelpunct, von dem alles ausging, und um den sich alles bewegte. Zuweilen hatte sie große Ruhe im Gemüthe; aber im Ganzen doch

mehr Gedrücktes, Niedergeschlagenes, Peinliches, als Freudiges.

Sie sprach zu mir oft und mit Herzlichkeit von religiösen Dingen, und es war ihr ein Trost, bey mir eine Empfänglichkeit dafür zu finden, die sie bey meiner Schwester vermißte. Ich hörte ihr gern zu, und nahm das Meiste willig in meine Seele auf, weil ich schon etwas gefühlt hatte, was dem ähnlich — mir aber noch nicht deutlich war. Eine neue Welt öffnete sich mir, die ich bald lieb gewann, und in der ich mich anzubauen wünschte. Was sie mir in heitern Stunden von Gott und dem Himmel sagte, das zog mich ganz an, es ging mir ins Herz, und ich konnte mich lange damit im Stillen beschäftigen.

Ob gleich meine Mutter vermied, die Vorstellungen, denen ein finstrer Ernst anklebt, zu berühren, weil sie einsah, daß sie für mein Alter noch nicht gehören: so floß doch zuwei-

len etwas davon mit ein, was ich mir nicht anzueignen vermochte. Mein Hang zur Schwermuth wußte sich mit meinen Gefühlen für Gott zu verbinden, und ihnen seine Farbe mitzutheilen, die aber nichts weniger, als mißfällig und abstoßend war. Sie verengten und quälten mein Gemüth nicht, sie erweiterten und lichteten es. Das Traurige war mir angenehm, das Aengstliche, Beklommene, Gebeugte war mir zuwider, frey wollte meine Seele seyn.

So gewöhnte ich mich nach und nach, in den Unterredungen mit meiner Mutter, welche religiöse Dinge betrafen, nur auf das zu merken, was meinem Herzen zusagte, und die Religion bildete sich in mir so aus, wie es der natürlichen Stimmung und den Bedürfnissen desselben angemessen war, sie ward dadurch ganz mein Eignes — Bild meines Lebens.

Unter andern war ich nicht im Stande,

die Sünde mit meinem Begriffe von Gott in irgend einen Zusammenhang zu bringen. Ich verstand nicht einmal recht, was Sünde sey. Nicht, als ob ich nicht auch Unarten und Fehler gehabt hätte; aber ich dachte und fühlte das nicht dabey, was man bey der Sünde denken und fühlen soll. So bald ich das Unrechte in meinem Benehmen einsah, war es mir leid, und ich nahm mir fest vor, mich künftig davor zu hüthen, weil ich meine Eltern nicht betrüben wollte, und weil ich es nun wirklich verabscheute, weil sich in meinem Herzen etwas dagegen auflehnte.

Meine Mutter gab sich viel Mühe, mich dadurch vom Bösen abzuhalten, daß sie mir einschärfte, Gott habe es verbothen, und man werde ihm mißfällig, man lade eine Schuld auf sich, wenn man es begehe; aber das war meist umsonst, es haftete nicht, es fiel mir nicht ein, in den Augenblicken, wo ich es beherzigen sollte, und wenn es mir

einfiel, so hatte mich schon etwas andres abgehalten. Viel mehr wirkte ein Bloßes: das ist schlecht, das darfst du nicht thun. Auch fiel mir, wenn ich ein Unrecht begangen, selten ein, daß das mein Verhältniß zu Gott verändert, daß ich ihm etwas abzubitten habe. So lange ich mich gerne mit Gott unterhielt, glaubte ich mit ihm in einem guten Vernehmen zu seyn, und ich ahnte nicht, daß das je aufhören könne. Der Friede der Unschuld war noch in mir, ich war noch eins mit mir selbst, darum auch eins mit Gott. Erst da, wo das Herz sich von ihm abgewendet hat, wo das Gewissen klagt, wird uns, mit der Sünde, das Gesetz deutlich.

Ich vermochte mir von Gott nicht mehr vorzustellen, als daß er ein Wesen sey, welches, weit besser als alle Menschen, alles Gute was ich je gedacht und empfunden, und was mein Denken und Empfinden noch nicht erreichte, in sich vereinige. Das Uebrige ge-

staltete die Phantasie, so gut sie es vermochte, und wie es der jedesmalige Zustand meines Herzens verlangte. Meine liebsten Gefühle fetteten sich an die Begriffe, die ich mir von Gott machte; wenig war darin klar, desto stärker wurde mein Inneres davon bewegt, desto reichern Stoff fand ich zur Unterhaltung mit ihm, desto inniger konnte ich mich daran ergötzen.

Das war auch alles, was ich wollte. Ich hatte nichts mit Gott auszugleichen, nichts in Beziehung auf ihn zu beobachten. Vor meinem sechszehnten Jahre ist mir nicht in den Sinn gekommen, was ich von Gott wußte auf mich anzuwenden, Forderungen an mich daraus herzuleiten, oder Erwartungen daran zu knüpfen.

Vieles wurde mir zwar, schon vor dieser Zeit, beym Religionsunterrichte gesagt, was mich dahin hätte leiten können; aber ich weiß nicht wie es zuging, daß ich nichts davon zu

Herzen nahm, ich verstand es, ich merkte es mir, ich vertraute es meinem Gedächtnisse an, aber als eine Sache, die auf mich weiter keine Beziehung habe, womit es genug sey, daß sie erlernt werde.

Dasselbe begegnete mir mit allem, was in der Religion Begriff ist, oder erst Begriff werden muß, um auf das Herz zu wirken; es blieb mir fremd, ob mich gleich in mancher Hinsicht dieser Unterricht interessirte.

Ich bin mir nicht bewußt, je die Neugierde in Ansehung des Unsichtbaren und Zukünftigen gehabt zu haben, die man gewöhnlich bey Kindern antrifft, wenn davon frühe zu ihnen geredet wird. Meine Schwestern, denen die Sache gewiß weniger am Herzen lag, hatten immer etwas zu fragen, wenn sie der Mutter zuhörten. Ich fragte nie, achtete meist kaum auf die Antwort; aber ich dachte mir selbst manches aus, wie es sich wohl verhalten möchte, und war zufrieden,

wenn mein Herz darin etwas fand, unbekümmert darum, ob es sich auch wirklich so verhalte. Manches mochte ich gar nicht genau wissen, um es desto besser zu fühlen. Bey Manchem vertrat das Fühlen die Stelle des Wissens, ich merkte nicht, daß ich nicht wußte, ich glaubte zu wissen, und es nur nicht sagen zu können. Was ich dann in mir hatte, das machte mich glücklicher, als in andern Fällen die deutlichste Einsicht.

Selten habe ich Gott um etwas gebethen; nie anders, als in großer Noth. Ich kann davon keinen Grund angeben, als daß es nicht in der Richtung meiner Seele war, daß es nicht zu dem Verhältnisse stimmte, in welches ich mich zu Gott gesetzt hatte. Ich wollte mit ihm umgehen, er sollte in mein Herz blicken und alles erfahren, er sollte sich mir wieder mittheilen; die Hülfe in einzelnen Fällen suchte ich eher allenthalben, als bey ihm; nichts, dem nur ein Schein von Eigennützig-

keit anklebte, durfte meine Empfindungen be-
flecken. Den großen Abstand zwischen ihm
und mir fühlte ich, und hägte tiefe Ehrer-
biethung; doch war mir auch seine Nähe ge-
wiß, und ihm immer näher zu kommen, mich
immer mehr an ihn zu verlieren, in ihm
mein Leben zu führen, das war das Streben
meiner Seele, das war mir der Weg zur
Seligkeit, das mir das ewige Heil, wovon
meine Mutter sprach.

Der Unterhaltung mit ihm waren nicht
bloß meine heitersten Stunden geweiht; ich
dachte auch an ihn bey allem, was ich vor-
nahm, und was mir begegnete. Ich sagte
ihm meine Empfindungen, meine Freuden,
meine Verlegenheiten, meine Noth, meine
Wünsche und meine Hoffnungen. Weiter
ging ich nie, das Uebrige schien sich von selbst
zu verstehen; ich hatte das Zutrauen zu Gott,
daß er das Beste thun werde, ohne mir des-
sen deutlich bewußt zu seyn.

Was mir lieb war, und mich froh machte, lenkte vorzüglich mein Gemüth zu Gott, und es machte mir Vergnügen, es auf allerley Weise mit ihm in Beziehung zu bringen, und zu ihm davon zu reden. Wenn mich etwas schmerzte, so suchte ich in der Unterhaltung mit ihm mehr Zerstreuung, als Trost.

In den Augenblicken aber, wo der Hang zur Schwermuth seine Gewalt an mir übte, war wohl meine Beschäftigung mit dem Unsichtbaren am innigsten; ich fand hier so vieles, was den Zustand meines Gemüthes nährte und zugleich besänftigte; meine Seele war trunken von süßer Träumerey; ich war selig im Schmerze, Traurigkeit und Entzücken, Erdenweh und Himmelswonne flossen in einander; ich war mir selbst entrissen. Diese Augenblicke gehören zu den köstlichsten meines Lebens: aber ich bin eben so wenig im Stande, sie zu beschreiben, als sie mir

jetzt wieder zu verschaffen. Nur die Erinnerung ist mir geblieben, und wird mir immerfort einen schönen Genuß gewähren.

Sehr lebhaft waren meine Gefühle nicht, aber sie waren innig; sie erhoben meine Seele nicht, aber sie erfüllten sie; sie erschütterten sie nicht, aber sie bewegten sie sanft. Der erste Morgenstrahl der Liebe war es, der, in meiner Seele aufgegangen, erwärmte und hervortrieb, was die Natur angelegt, was die Sorge der Mutter gepflegt hatte. Liebe, wie sie in der Kindheit jedes Weibes erscheint, das von dem Weltverderben noch nicht ist angetastet worden, bestimmte mein Verhältniß zu Gott, beherrschte und bildete alles, was ich für ihn fühlte, und in Beziehung auf ihn wollte; darum begriff ich die Sünde und das Gesetz nicht, darum hatte ich nichts von ihm zu fordern, darum wollte ich immer an ihn denken, und in ihm leben.

Ach, wäre es doch nie anders geworden! ich war so glücklich.

* * *

Das ist die Gestalt meines Wesens und Lebens bis in mein sechszehntes Jahr.

Um diese Zeit ging eine bedeutende Veränderung in meinem Innern vor, welche sich zuerst durch Gleichgültigkeit gegen die Beschäftigungen, die sonst meine liebsten gewesen waren, ankündigte. Es war mir nicht mehr Bedürfniß, mich mit Gott zu unterhalten; ich fühlte so gar eine gewisse Abneigung dagegen; und wenn ich mich zuweilen über das Sichtbare erheben wollte, so kostete es mir große Anstrengung, und ich sank bald wieder zurück. Dagegen waren alle meine Sinne geöffnet; was zu diesen sprach, war mir nur allzu verständlich, während mir der höhere Trieb des Herzens immer unverständlicher wurde.

Jetzt erst lernte ich das Doppel-Wesen des Menschen kennen; feindlich trat in mir aus einander, was vorher eins gewesen war, und leider merkte ich das nicht eher, als bis das Schlechtere mich in Besitz genommen hatte.

Die Welt zog mich unwiderstehlich an, und gab mir doch so wenig; ich fand an Zerstreuungen Wohlgefallen, ob sie mich gleich nicht befriedigten; ich suchte das Geräusch, das ich sonst so wenig liebte, weil ich mir selbst fremd geworden war. Ich konnte mich in den geistlosesten Gesellschaften bewegen, ich konnte mich mit Menschen umtreiben, die für das Gemüth keinen einzigen Berührungspunct haben, ich konnte Stunden lang über die gemeinsten Dinge, über Dinge, die mich gar nicht interessirten, sprechen, über das Nichts der großen Welt konnte ich Worte machen, wobey ich weder dachte noch fühlte, und war erträglich unterhalten, wenn nur ein

buntes Allerley an meinen Sinnen vorüber ging, wenn ich nur meiner selbst los — wenn nur die Zeit hingebracht wurde.

In der Stille drangen sich mir nachher wohl einige Betrachtungen auf, die Mißbehagen an mir selbst erweckten, aber ich vermochte nicht, mich wieder in die frühere Stimmung zu versetzen. Was sonst meine einsamen Stunden angenehm ausgefüllt hatte, ließ mich jetzt kalt, sie riefen Erinnerungen an eine beßre Zeit zurück, die mir lästig waren; darum vermied ich, allein zu seyn, und gewann dem, wovor mir Anfangs ekelte, Geschmack ab, weil es mich auf irgend eine Art hinhielt, und mich verhinderte, an mich selbst zu denken.

Die Natur war todt für mich, ich begriff kaum noch, was mich sonst an ihr entzückt hatte; nur selten fiel ein schwacher Schimmer des Lichtes, das sie einst umfloß, in mein Auge, aber er wärmte nicht. Einförmig und

reizlos dünkten mich jetzt die Plätze, auf denen mir einst in tausend Gestalten die Freude blühte.

Auch den Menschen verschloß sich mein Sinn. Früher machte ich wenig Unterschied zwischen dem, was andre und was mich betraf; wie konnte ich mich betrüben, wenn jemand etwas fehlte, wie aufmerksam war ich auf Kleinigkeiten, aus welchen jemand etwas Angenehmes oder etwas Unangenehmes erwachsen konnte! wie tief rührte mich menschliches Elend! wie gern entbehrte ich um zu helfen und mit welcher frohen Geschäftigkeit half ich, wenn ich konnte, mit welcher Bewegung klagte ich es dem unsichtbaren Freunde, wenn ich nicht konnte! Jetzt war das nicht mehr so, ich hatte immer für mich selbst etwas einzurichten, worüber ich andre vergaß; ich gewöhnte mich, sie als Wesen zu betrachten, von denen ich Vortheil ziehen könnte. Eine Ergötzlichkeit brachte mir den angreifend-

sten Jammer, wovon ich Zeuge gewesen war, leicht aus dem Gedächtniß. Wenn ich daran dachte, oder davon sprach, so regte sich wohl einiges Gefühl in mir, aber nur auf Augenblicke; Schilderungen wirkten noch eher als die eigne Erfahrung. Ich wich dem Unglücke aus, wo es mir begegnete; ich ward ärgerlich, wenn ich ihm nicht ausweichen konnte, und äußerte meinen Unmuth durch finstere Mienen und heftiges Anfahren, weil es mich in meiner gewöhnlichen Stimmung störte. Wenn es auf das Geben ankam, so gab ich wohl, um das Klagen und Bitten, um die widrigen Vorstellungen von mir zu entfernen; aber mit Verdruß und ohne Theilnahme.

Dieser ward ich immer unfähiger; es war etwas zwischen mir und den Menschen, das mich hinderte, in ihren Zustand einzugehen; ich vermochte nicht einmal mir denselben zu vergegenwärtigen; selbst an dem, was Menschen, die ich liebte, zustieß, nahm ich wenig

nig Antheil. Meiner kranken Schwester zu warten, verursachte mir viel Beschwerden; ich that, was man von mir forderte, aber das Herzliche, Willige, die Liebe fehlte, und mit ihr dasjenige, wodurch leidenden Menschen unser Beystand so erquickend wird. Mein Herz war nicht bloß kalt, es fing auch an hart zu werden.

Was sonst Frohsinn in mir gewesen war, wurde jetzt Leichtsinn; die Innigkeit, das gesetzte, besonnene Wesen, die ruhige Klarheit des Bewußtseyns waren unter den Welteindrücken ganz verschwunden; diese bestimmten mich, rissen mich fort, und ich liebte es, mich bestimmen und fortreißen zu lassen. Das Ueberlegen fand ich von Tag zu Tage unbequemer. Nichts Ernsthaftes mochte in meiner Seele haften; ich handelte, wie es mir einfiel; ich beging Eine Unbesonnenheit nach der andern, selbst solche, die mich härtern Urtheilen bloß stellten, als ich verdiente.

Wie war es auch anders möglich, da das von mir gewichen war, was dem Leben seine Haltung gibt? Ich war zu allem zu bewegen, was nicht gegen die Empfindungen stritt, die sich mir am tiefsten eingeprägt hatten. In manchen Fehler, der an sich meinem Herzen fremd war, gerieth ich bloß, weil ich mich so leicht leiten ließ. Manches Wort ging aus meinem Munde, was man von mir nicht gehört haben würde, wenn ich vorher mit mir selbst zu Rathe gegangen wäre. Ich trieb mit, was andre trieben, äußerte mich unanständig über Dinge, die mir ehrwürdig seyn sollten, tadelte und beleidigte Menschen, und wußte selbst nicht was ich that.

Man sagte mir Schmeichelhaftes über meine Gestalt, über mein Benehmen, über meinen Verstand; ich glaubte, daß ich gefallen könne, und legte es jetzt darauf an.

Ach, kein Mädchen sollte sich gegen den verführerischen Reitz der Eitelkeit gesichert wähnen.

Die Schwäche unsers Herzens macht es nöthig, daß wir uns an etwas Aeußerlichem halten, welches uns die Richtigkeit unsrer Einsicht, die Wahrheit unsers Werthes verbürge, uns vor Verirrungen bewahre, und uns in der Bildung zum Vortrefflichsten unterstütze. Wir finden dieses in dem Urtheile der Welt, über welches wir uns nicht ohne Selbstverletzung hinwegsetzen können. Die Rücksicht auf dasselbe wird uns wohlthätig, so lange es das Urtheil der Weisern und Bessern ist, so lange wir es dabey nicht an redlicher Prüfung fehlen lassen, so lange das eigne Bewußtseyn nicht seine höhern Rechte verliert, und so lange wir den Beyfall der Welt nicht zu hoch anschlagen. Aber wie oft lobt die Welt an uns, was sie nicht loben sollte, wie oft lobt sie uns unverschämt, wo wir kaum Billigung verdienen, wie oft lobt sie das Unbedeutendste, das Gehaltloseste am meisten, während sie, was uns wirk-

lich zur Ehre gereicht, kaum der Aufmerksamkeit würdigt? und wie schwer ist es da, die nöthige Unbefangenheit zu erhalten, das Wahre und Falsche in ihren Lobsprüchen zu unterscheiden, die Aufwallungen des Selbstgefühles zu mäßigen! wie leicht bethört uns da die Eigenliebe, wie leicht wird da das gesunde Urtheil bestochen, wie leicht bildet man sich ein, das zu besitzen, was die Menschen uns vorlügen, wie leicht kommt man dahin, daß man, wenig bekümmert um das an sich Gute und Liebenswürdige, nur nach dem strebt, was Beyfall erwirbt, wenn man, einmal in das zerstreute Leben verstrickt, die Vortheile gewahr wird, welche der Beyfall verschafft, wenn man das Angenehme, sich gehoben zu sehen, einmal gefühlt hat!

Das war, leider! auch mein Fall. So wenig ich zur Eitelkeit Anlage hatte, sie schlich sich doch in mein Herz, die Welt drang sie mir auf, was ihr früher entgegen arbeitete,

war jetzt zu schwach, und was einer bessern Entwickelung werth war, was früher eine beßre Richtung genommen, wurde ihr Opfer und förderte sie.

Ich dünkte mich etwas auf Eigenschaften, von denen mir nicht viel mehr als der Schein übrig geblieben war; ich suchte durch Dinge zu glänzen, die ich in der That geringschätzen mußte; ich liebte andre — nicht mehr um ihrer selbst, sondern um der Auszeichnung willen, wozu sie mir verhalfen, und bemühte mich um dieselben nur in so fern, als ich mir diese davon versprechen konnte. Ich schmückte mich nicht mehr für mich, sondern für die Welt; das Reinliche und Nette mußte dem Schimmernden, Kostbaren und Modischen Platz machen. Ich wollte Verstand zeigen, und wurde pedantisch, altklug, vorwitzig und unerträglich; ich kritisirte und moralisirte, und verfiel in das Abgeschmackte, wo ich meine beste Weisheit zur Schau trug. Ich

wollte für gebildet gelten, und sprach unverstandene Worte nach, empfindelte und raisonnirte nach Gelegenheit, und beging Eine Albernheit nach der andern. Ich wollte Grazie haben, und künstelte an meiner Sprache, an meinen Bewegungen, an meinen Stellungen, ich lispelte, zirpte, schmachtete, zierte mich, maß genau ab, grimassirte — und in allem war erstaunlich viel Ungeschick. Bloß den Resten meiner gesunden Natur habe ich es zu verdanken, daß es darin nicht so weit mit mir kam, wie mit manchen andern.

Indeß vermochten sie doch nicht, zu verhüthen, daß die Unwahrheit in der Art mich darzustellen tiefer in meinen Charakter eindrang. Ich lernte mich verstellen, Gesinnungen vorspiegeln, die ich nicht hatte, Gedanken äußern, von denen ich nicht überzeugt war, Versicherungen von mir geben, bey denen ich nichts fühlte. Doch von jener bösartigen Falschheit, die unter dem Scheine

des Wohlwollens zu schaden sucht, mit äußrer Freundlichkeit die geheime unfreundliche Absicht bedeckt, ist mein Herz frey geblieben. Auch kann ich bezeugen, daß ich es mit niemand böse gemeynt, daß ich niemand vorsätzlich wehe gethan, daß ich niemand meinem Vortheile aufgeopfert habe.

Wollte Gott, ich könnte auch sagen, ich habe niemand Böses nachgeredet, über niemand ungerecht geurtheilt, keines Menschen Fehler und Schwächen mit einigem Wohlgefallen an das Licht gezogen! Aber ich vermag nicht zu läugnen, daß ich es zuweilen gerne hörte, wenn von andern etwas, wobey sie nicht von der besten Seite erschienen, erzählt, wenn auf kleine Mängel und Uebereilungen hingedeutet, wenn ihre guten Eigenschaften ein wenig in den Schatten gestellt, wenn ihr Benehmen nicht zum Günstigsten ausgelegt wurde. Ich that auch wohl das Meinige in scharfen Bemerkungen, in schlim-

men Vermuthungen, in bedenklichem Schweigen und in Entschuldigungen, die das Uebel ärger machten, hinzu, ich entschied unbedachtsam lieblos, der Tadel war mir geläufiger, als das Lob, ob ich mir gleich nicht vorwerfen kann, von jemand etwas verbreitet, oder über jemand etwas gesagt zu haben, was seinen Charakter herabsetzte; Verläumdungen und Lästerungen sind nie in meinen Sinn, geschweige über meine Lippen gekommen. Das Beyspiel riß mich, in meinem Leichtsinne, dahin; ich fand an einer Beschäftigung Gefallen, die in die langweiligsten Gesellschaften einiges Leben bringt, und das Herz von so vielen Seiten anregt. Doch muß ich auch gestehen, daß die Eitelkeit mit im Spiele — daß es mir angenehm war, durch die Verkleinerung andrer, mich selbst zu heben, daß die Vorzüge andrer Mißvergnügen bey mir weckten, daß die gute Meynung, die man von ihnen hägte, mir im Wege stand, daß

ich davon Nachtheile für mich befürchtete, daß mir ihre Fehler eine Art von Beruhigung über die meinigen gaben, daß es mir Herzenserleichterung gewährte, wenn ich das Schlimme, was ich von ihnen wußte oder dachte, sagen konnte. Dabey fiel mir der Schade, den ich ihnen zufügte, nicht ein; ich hielt das nicht für etwas so gar Arges, wie es wohl den Meisten unsers Geschlechtes ergeht; ich verband auch einige Schonung damit, und war besorgt, daß man es nicht allzu übel aufnahm.

Die frühere Weichheit meines Herzens wurde, bey diesem Verfalle desselben, eine Quelle neuer Fehler. In manchen Stücken hatte man mir zu viel nachgesehen, und ich bildete mir ein, diese Behandlung fordern zu können; ich wollte meinen Willen haben, und wurde ungehalten, wenn man mich daran hinderte. In andern war man mich zu hart angegangen, und der Gram darüber ging

endlich in Unmuth, in Mißtrauen und Bitterkeit über; ich befestigte mich um so mehr in meinem Selbst, je mehr ich mich von Menschen angefeindet — je mehr ich bey ihnen Uebelwollen zu entdecken glaubte, je weniger sie geneigt waren, meine Art zu denken und zu handeln zu respectiren.

Wenn ich sonst still über mich selbst trauerte, wo man mir unfreundlich begegnete, so ereiferte ich mich jetzt über die Begegnung, und setzte mich immer mehr mit den Menschen in Widerspruch. Was man mir sonst als Eigensinn und Trotz, mit Unrecht, ausgelegt hatte, wurde es nun wirklich. Ich bestand oft um so fester auf einer Sache, je unvernünftiger sie war, und je weniger ich mir selbst Gründe dafür angeben konnte. Man mußte mir unvermerkt nahe legen, wozu man mich bewegen wollte; was mir ausdrücklich befohlen wurde, mochte ich eben deßwegen nicht leisten. Rathschläge, die man mir gab,

hörte ich an — und that was mir beliebte; wer sich mir zum Rathgeber aufdringen wollte, durfte nur für immer auf meine Abneigung rechnen. Ich vollbrachte viel lieber das Beschwerliche, worauf ich von selbst kam, als das Leichte, worum man mich bat.

Ein hartes, beleidigendes Wort brachte mich im höchsten Grade auf. Tage lang trug ich das heimliche Grollen mit mir herum; oft vergaß es sich dann, nur mußte man nicht weiter von der Sache sprechen; oft aber mußte ich durch eine Freundlichkeit gewonnen werden, die an meiner Kälte schwere Proben zu bestehen hatte, und dann konnte ich nicht unterlassen, selbst über den Vorfall zu reden, und mein Recht weitläufig zu entwickeln.

Bey dem allem war öftere üble Laune unvermeidlich. Unzufrieden, grämlich, reitzbar, geneigt zum Aerger, verdrossen, konnte ich mich in nichts fügen, war ich zu nichts aufgelegt, beklagte ich mich über alles, und

zeigte oft eine Heftigkeit, die das gerade Gegentheil meiner frühern sanften Gemüthsart war.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß die Zeit, in der sich diese Veränderung mit mir zutrug, für unser Geschlecht eine sehr bedenkliche ist. Viele Mädchen nehmen da eine Stimmung an, in der man ihre ursprüngliche Natur nicht wieder erkennt; in vielen Mädchen von dem besten Herzen nistet sich da etwas ein, was der Grund ihres völligen Verderbens ist. Kälte, Herzensleere, Hang sich zu langweilen, und sich den gemeinsten Zerstreuungen zu überlassen, erzeugen, nächst den Fehlern, die sie in mir hervorbrachten, noch tausend andre, wie das Naturell die Empfänglichkeit dafür bestimmt.

Woher diese Erscheinung? Etwa daher, daß um diese Zeit das Bedürfniß, sich anzuschließen und mitzutheilen eine vorzügliche

Stärke erlangt, während es gerade hier so selten und so schwer Befriedigung findet? oder daher, daß jetzt Wünsche und Neigungen erwachen, die dem innern Leben eine neue Gestalt geben müssen, deren Beschaffenheit aber größten Theils von Umständen und Eindrücken, welche öfter nachtheilig als vortheilhaft sind, abhängt? oder daher, daß die Seele jetzt mehr in die Sinne zieht, die von allen Seiten erregt und genährt werden? oder daher, daß die Welt jetzt aus den Nebeln, die sie bisher bedeckten, ans Licht tritt, um in allen ihren Reitzen, mit allen ihren Reichthümern und Verheißungen der trunkenen Seele zu erscheinen, die, noch unbekannt mit ihren Mängeln, Täuschungen und Leiden, den Nachschimmer der Jugend und die Beleuchtung einer heitern Phantasie über sie verbreitet, worin sie jeder Lust des Herzens schmeichelt, daß die dunkeln Ahnungen, die süßen Träume sich nach und nach zu deut-

lichen Vorstellungen entfalten? oder endlich daher, daß man jetzt anfängt, Absichten zu haben, und Absichten nachzugehen, die das, in seiner Unbefangenheit, selige Herz umwölken, die das freye, hingegebene Gemüth umstricken, fesseln, beengen, zu allerley Mühe und Sorge führen, und Kunst an die Stelle der Natur setzen? Ich wage nicht zu entscheiden; die Erfahrung ist unläugbar, und ich wünschte, daß man ihr mehr Aufmerksamkeit und Beherzigung schenken möchte.

* * *

Meine Verirrungen waren groß; wer bloß auf das Aeußere meines Lebens sah, mußte sagen, ich sey nicht mehr ich selbst. Viel Böses war an und in mir, und zu vielem andern waren die Keime vorhanden; selbst mein Inneres hatte eine beträchtliche Veränderung erlitten. Indeß war der Grund meines Herzens noch nicht verdorben; wer bis

auf diesen schaute, konnte in den Entstellungen die ursprünglichen Züge meines Wesens noch erkennen. Ich hatte Gott nicht verloren; es stand nur etwas zwischen mir und ihm, was ihn mir verbarg, was mich hinderte, mich ihm zu nahen — das war mein frostiges Weltwesen, die Vereitlung meiner Seele. Es gab noch der Uebertretungen genug, welche mir, bey dem stärksten Reitze, unmöglich gewesen seyn würden, die ich wirklich vermied, weil sie wider mein Herz waren; aber die feineren Regungen des Gefühles waren ausgelöscht. Ich liebte das Gute noch, aber nicht innig genug, der Sinn für dasselbe hatte seine Schärfe eingebüßt. Der hehre Geist war nicht von mir gewichen; aber er herrschte nicht mehr in mir, er war nicht mehr mein Führer, ich vernahm ihn nicht oft, und wenn ich ihn vernahm, verstand ich ihn selten.

Auf diesem Wege konnte ich nicht fortge-

hen, ohne mir ganz untreu zu werden, und das Heil meines Lebens zu verscherzen.

Das fühlte ich dunkel. Die feindliche Trennung meines Wesens kündigte sich in Mißgefühlen, Selbstanklagen, Verwirrungen und Beängstigungen an, wenn ich mir Zeit und Ruhe ließ, zu mir selbst zu kommen. Mein Zustand war sehr peinlich, aber eben deßwegen vermied ich, auf denselben zu reflectiren; ich hätte das nicht vermocht ohne die schmerzlichsten Empfindungen, die ich scheute. Ich wollte mich nicht über ihn aufklären, weil ich besorgte, Entdeckungen zu machen, die noch verdrießlicher wären, als was ich schon wußte. Ich floh vor meinem Bilde, ich floh vor allem, was daran erinnerte, und hielt es für ein Glück, daß meine Zerstreuungen mich gewöhnlich in dem Augenblicke dahin rissen, wo ich mich meiner selbst nicht mehr erwehren konnte.

So waren zwey Jahre vergangen, als mir der Tod meine Mutter nahm; sie starb nach sechsmonatlichen unsäglichen Leiden. Diese hatten mich genöthigt, mich der Welt etwas zu entziehen, mein Herz war wieder weicher geworden, ich empfing tiefere Eindrücke, aber weiter kam es auch nicht. Der Schmerz und der Beystand waren es allein, was meinen bessern Theil in Anspruch nahm.

Ueber ihren Tod betrübte ich mich innig; ich wurde gewahr, was ich an ihr verloren, wie viel Ursache ich gehabt hatte, sie zu lieben. Anfangs wirkte das nicht mehr, als eine stille Traurigkeit, in der ich so ganz Gefühl war, daß ich meinen Zustand darüber vergaß. Dabey war zwar der Vortheil, daß die Bilder, durch welche die Welt in mir lebte, sich verdunkelten, daß die Forderungen der Eitelkeit einige Zeit schwiegen, daß ein gewisser Ernst meinen Leichtsinn mäßigte, daß ich mich weniger heftig — und meine Stim-

mung sich weniger dem Wechsel unterworfen zeigte; doch würde das nur für einige Zeit gewesen seyn, und wenig an mir geändert haben, wenn ich hier wäre stehen geblieben.

Die Vorsehung hatte beschlossen, durch diesen Vorfall meine Rettung zu bereiten. Wie der Schmerz sich besänftigte, ging meine Seele unvermerkt zum Nachdenken über; wogegen ich mich sonst immer gesträubt hatte, dazu ward ich jetzt sanft geleitet.

Meine Mutter hatte in den letzten Jahren einer großen Seelenruhe genossen, ihre trüben Ansichten von den höhern Angelegenheiten des Menschen hatten sich gelichtet, das Bekümmerte und Gedrückte ihres Gemüthes hatte einem freyen, aufgerichteten Wesen Platz gemacht, ihre Andachtsübungen waren heitrer geworden; wozu wohl die Erfahrungen, die sie von den Wirkungen der Religion an sich selbst machte, das Meiste beygetragen.

Ich habe mehrere Menschen gekannt, bey

denen religiöse Vorstellungsarten, verbunden mit der natürlichen Disposition ihrer Seele, Beengtheit und Niedergeschlagenheit hervor gebracht hatten, und immer gefunden, daß ihr Herz sich froher stimmte, und ihren Meynungen eine gewisse Milde gab, die freylich der Beschaffenheit derselben widersprach — was ihnen glücklicher Weise nicht bewußt wurde — so bald die Religion in das Einzelne ihres Lebens eingriff, und sich auf das, was ihnen begegnete, was sie dachten, was sie thaten anwendete. Nur so lange, als ein verstimmtes Gefühl oder der falsche Begriff an ihr Gewalt üben, kann ihr freudiger Geist verkannt werden; er tritt aber siegend hervor, wenn sie aus sich selbst heraus, ohne anderweitigen Einfluß, so wirkt, wie sie im Innersten des Menschen begründet ist; und das ist da gewiß der Fall, wo man mit Gemüth lebt, wo das Leben selbst sich eine innige Gemeinschaft mit dem Gemüthe ausge-

mit mir werden könne — werden müsse; aber das war noch nichts Entschiedenes, Festes; ich fühlte, wünschte, verlangte, aber ich wollte nicht. In den Tiefen meines Herzens lag noch etwas, das mich hinderte zu wollen, das in mir einen geheimen Kampf verursachte, welcher eine Zersplitterung meines Wesens zur Folge hatte, die meine Verwirrung auf das Höchste trieb. Ohne Hülfe war es nicht möglich, hier einen Ausweg zu finden.

In unserm Hause lebte seit vielen Jahren, unter dem Nahmen Woldemar, ein Mann von mittlern Jahren, gesetztem Charakter, vieler Erfahrung, reifer Menschenkenntniß und feinen Sitten. Das Leben hatte ihn, in den verschiedensten Verhältnissen und durch die verschiedensten Ereignisse, gebildet. Durch vielfaches Mißgeschick war seinem Aeußern ein Ernst aufgedrückt worden, der

nahe an das Finstre gränzte, mit dem jedoch sein Herz nichts zu schaffen hatte. Man würde ihn für kalt und verschlossen haben halten müssen, wenn nicht ein Schimmer von Freundlichkeit, der die wahre Beschaffenheit seines Innern nicht verkennen ließ, über diesen Ernst wäre verbreitet gewesen, und ihn zuweilen ganz erheitert hätte. Sein Gemüth war in sich gekehrt, aber es reichte hoch und umfaßte viel. Seine nicht günstige Meynung von den Menschen stimmte ihn zum Mitleiden mit ihrer Schwäche; und so übel ihm auch war mitgespielt worden, es war doch keine Bitterkeit — nur sanfte Trauer in seiner Seele. Er trug sich nicht entgegen; aber er zog unwiderstehlich an, indem er ein Gefühl einflößte, das Achtung und Liebe zugleich war. Wer ihn kannte, war ihm von Herzen zugethan, und vertraute ihm unbedingt.

Woldemar besorgte die Erziehung mei-

ner jüngern Geschwister, und auch ich war unter seiner Leitung aufgewachsen.

Mir war er, in meiner Kindheit, besonders zugethan; auf meine Bildung wendete er vorzüglichen Fleiß, und schien sich darin glücklich zu fühlen. An seiner Hand durchwandelte ich Felder und Fluren, und dann lehrte er mich immer etwas, was das Gemüth in mir nährte, was mit Sorgfalt verwahrt und verarbeitet wurde. Dabey wußte er meinem Sinne für das Unsichtbare die rechte Pflege zu geben.

Ich besaß eine unbegränzte Anhänglichkeit an ihn, und sagte ihm alles. Indeß war er mir, in der Zeit meiner Verirrungen, wie so vieles, gleichgültig geworden. Seine Unterhaltung kam mir langweilig vor, seine Gegenwart weckte in mir Erinnerungen, die mir unangenehm waren. Ich vermied ihn, wo ich konnte, ohne daß es, meiner Meynung nach, auffiel; und wo ich nicht konnte,

heuchelte ich das vorige Wesen, so gut es mir gelingen wollte. Aber es gelang, aller aufgewendeten Mühe ungeachtet, nicht sonderlich; der Zwang war nicht zu verbergen; ihn betrog ich auf keinen Fall. Auch er zog sich zurück, was mir eben nicht ungelegen war; doch hatte er mich nicht aufgegeben. Oft ruhte wehmuthsvoll sein Blick auf mir, und setzte mich in große Verlegenheit. Zuweilen warf er etwas in meine Seele, was seine Wirkung nicht verfehlte. Ich verstand ihn, aber das entfernte mich desto mehr von ihm. Die Scheu, welche ich vor ihm hatte, ging endlich in eine Empfindung über, die ich nicht beschreiben kann, es war eine Art von Haß, mit Hochschätzung und Furcht vermischt, und durch diese motivirt.

Was jetzt in meinem Innern sich bewegte, entging ihm nicht; es schien ihm auch nicht unerwartet zu kommen. Er näherte sich mir

unmerklich, mit aller, dem feinen Manne eignen Delicatesse; zufällige Umstände führten uns zusammen, unbedeutende Angelegenheiten wurden besprochen, mein Zustand gar nicht berührt, ich hatte das Herz nicht, ihn zur Sprache zu bringen. Er kannte ihn aber besser als ich selbst, und wußte nicht selten in die gleichgültigste Unterredung etwas einfließen zu lassen, was für mich heilsame Arzney wurde, ohne daß ich das Absichtliche darin wahrnahm; er wußte Gedanken und Empfindungen hervorzurufen, kleine Ereignisse zu veranstalten, die das Beßre, was in mir erwacht war, stärkten, die aus dem Schwanken, worin ich mich befand, dasjenige heraushoben, was in mir fest werden mußte, und die gute Richtung meiner Seele endlich entschieden.

Ich fand wieder einiges Wohlgefallen in der Beschäftigung mit Gott, und wünschte sehnlichst, daß dieses Wohlgefallen nicht durch

so manche ungünstige Stimmung beschränkt werden möchte. Ich suchte das vorige Verhältniß wieder anzuknüpfen, aber es wollte nicht gelingen; ich fühlte zu sehr, daß es unterbrochen gewesen war, daß sich Fremdartiges bey mir eingenistet hatte. Unter dem Vorwande, mich über den Tod meiner Mutter zu beruhigen, lenkte Woldemar das Gespräch auf religiöse Gegenstände, und gab ihm dann leicht Wendungen, die meinem Zustande angemessen waren; seine Worte griffen ein, sie erwärmten mich, was meine Betrachtungen selten vermochten. Doch ward ich bald inne, daß es das Alte nicht wieder werden könne.

Ich entschloß mich endlich, mich Woldemarn ganz zu entdecken. Er kam mir liebreich entgegen, er ermunterte mich, Muth zu fassen, und ertheilte mir Winke, die eben so sehr geeignet waren, diesen Muth zu beleben,

als meine Bemühungen zu leiten, indem sie mich über das Wesen der Sache, die mich jetzt bekümmerte, und die ich bisher nur durch meine Gefühle kannte, aufklärten, und mir zum weitern Nachdenken behülflich waren.

Die Religion meiner Kindheit, sagte er, sey allein Betrachtung, Stimmung und Gesinnung gewesen, und habe nichts andres seyn können. In diesen bestehe freylich das Wesen der Religion, und es sey die höchste Stufe der religiösen Bildung, daß sie durch dieselben das Gemüth beherrsche, durchdringe und heilige, zur Seligkeit in Gott. Aber bey dem, in so vieler Hinsicht eingeschränkten und gebrechlichen, Menschen kündigen sich, mit dem Fortschritte seiner Entwickelung, Bedürfnisse an, deren Befriedigung er von der Religion erwarten — und von ihr wirklich empfangen müsse, um sich zu jener Stufe erheben zu können. Daraus entstehen Beziehungen der Religion zum Menschen, die man

von dem Wesen derselben nicht trennen dürfe, wenn man zu ihrem vollen Besitze gelangen wolle. Die Unschuld kenne diese Bedürfnisse noch nicht; deßwegen könne die Religion bey ihr nicht mehr seyn, als ein Hinwenden des Herzens zu Gott, und man bemühe sich vergebens, ein Verhältniß wieder herzustellen, was mit der Zeit von selbst eine andere Gestalt gewinne. Für den erwachsenen Menschen, besonders nach den Verirrungen, von denen keiner frey bleibe, gebe es keinen andern Weg zum ungetheilten und seligen Leben mit Gott, als den, daß man jene Bedürfnisse erforsche, die Beziehung der Religion auf dieselben ausmittle, und nach den Forderungen, die daraus hervorgehen, sich unablässig bearbeite. Unter jenen Bedürfnissen sey das der Uebereinstimmung mit sich selbst, die durch Reinigung und Veredlung aller Neigungen bewirkt werde, das vornehmste, das die andern alle in sich schließe, und dieses

Dazu sind die Anlagen in jedem vorhanden, stärker oder schwächer, nach der natürlichen Disposition und der sittlichen Beschaffenheit des Gemüthes; in dem Verwilderten sind sie unterdrückt, in dem Verwahrlosten nur unvollkommen entwickelt. Der richtig gestimmte Mensch empfindet immer etwas davon, wo darauf hingewirkt wird, so bald er eine Vorstellung von Gott hat; selbst ehe er eine Vorstellung von ihm hat, erzeugt das Gefühl Ahnen Gottes, Hinsehnen nach Gott, den dunkeln Glauben des Herzens, der den Glauben des Verstandes beseelen muß.

Aber das Gefühl ist noch nicht Religion; es wird erst Religion, wenn es sich zur Gesinnung befestigt.

Gott offenbart sich in der Natur, in den Ereignissen der Welt, im Leben der Menschen; allenthalben weht der Odem des Herrn, jedes Schöne, Große, Gute zeugt von ihm, ist Ausdruck seines Wesens, Spur seines Lebens.

Aber

Aber auch das Gewissen ist Stimme Gottes, und die Religion läßt durch dasselbe ernste Forderungen an den Menschen ergehen; es gibt Pflichten, die durch sie geheiligt sind. Sie ist also nicht bloß Zustand des Herzens, sondern zugleich etwas Thätiges, eigenthümliche Gestalt des Gemüthes und der Handlungsweise.

Das Gewissen verkündigt ein Gesetz der Religion, durch dessen Befolgung sich der Sinn für Gott, die Anerkennung Gottes, die Verehrung Gottes, die Liebe zu Gott, die Ergebung an Gott bewähren soll. Hat der Mensch erst des Gewissens Spruch vernommen, dann kann er nicht anders mit Gott in Gemeinschaft treten, als durch ein Gott gefälliges Leben.

Nur der kindlichen Unschuld ist ein bloßer Umgang des Herzens mit Gott möglich; weil ihr das Gewissen noch nicht deutlich gewor-

den, weil sie seine Beziehung auf Gott noch nicht kennt.

Aus dem Gewissen geht hervor die Aufgabe der sittlichen Veredlung, der Bildung aller Neigungen zur Uebereinstimmung mit dem Gewissen, der Bildung zur Tugend, welche die höchste Angelegenheit des religiösen Menschen ist. Von der Religion läßt sich das ernste Streben so wenig als das gewissenhafte Handeln trennen.

Tugendhaft wird man nicht von selbst, auch nicht auf der Stelle, dadurch, daß man es will; allein durch unermüdete Selbstbearbeitung kann man es werden. Auch für denjenigen, der nie übertreten hätte, würde die Religion die Aufgabe der sittlichen Veredlung haben: denn Tugend ist mehr, als Rechtschaffenheit, sie ist Liebe zum Guten, die den ganzen Menschen durchdringt und beseelt, die ihn für alles Gute begeistert, die ihn dem Guten weiht, sie ist Leben des Guten im

Gemüthe, Trieb und Bedürfniß des Guten, Freudigkeit in der Uebung desselben; dahin sind auch die Forderungen des Gewissens gerichtet. Noch wichtiger und umfassender wird die Aufgabe der sittlichen Veredlung für den sündhaften Menschen; seine Verirrungen, seine bösen Herzenseigenschaften scheiden ihn von Gott; Beßrung und Heiligung müssen ihn mit Gott wieder versöhnen, ohne das Ringen darnach kann er keine Religion haben.

Die Religion des Evangeliums dringt mit vorzüglichem Ernste auf die Ablegung alles sündigen Wesens, auf Kampf gegen das Böse, auf Unterdrückung des Unordentlichen und Verkehrten in den menschlichen Begierden, auf unablässiges Trachten nach höherer Vollkommenheit. Mit ihr verträgt es sich am wenigsten, die Gottseligkeit auf müßiges Beschauen, auf innige Rührungen, auf süße Herzensgefühle, auf bloße Beschäftigung der Einbildungskraft zu beschränken.

Sie enthält aber auch Anleitung zu dem, was sie verlangt, Kräfte und Hülfsmittel; sie beruhigt das Gemüth über seine Bekümmernisse, und über sein Mißverhältniß zu Gott, daß es frey und fröhlich für sein Heil sorgen könne.

Das Eigenthümliche, was die Religion des Evangeliums von der Religion der Vernunft unterscheidet, ist die Geschichte der Anstalten Gottes zu Veredlung der Menschheit. Gott erscheint in ihr als das Wesen, dem der Mensch ähnlich werden soll; Jesus als der Mittler zwischen Gott und der Menschheit, als der Menschlich = Göttliche, durch den man zu Gott kommt, dessen ganzes Bemühen darauf gerichtet war, die Menschheit zu Gott zu führen, das Einverständniß zwischen der Erde und dem Himmel wieder herzustellen, und jene zu einem Uebungsplatze für diesen zu weihen.

Liebe, des Glaubens Frucht, Liebe zu

Gott, Liebe zu Jesus, Liebe zu den Menschen soll die Seele der christlichen Tugend, das Band der Vereinigung mit Gott seyn. Wenn die Tugend ganz Liebe geworden ist, und in dieser Gestalt alle Neigungen des Herzens in sich aufgenommen, nach sich gestaltet hat, dann ist der Mensch reif zum völligen Leben in Gott — seine Liebe ist dieses Leben — die echte Gottseligkeit.

Allen Anlagen und Kräften unsrer Natur wohnt der Trieb bey, sich zu erhöhen, zu erweitern und zu stärken; und da dasjenige, was von dem Schöpfer selbst herrührt, was die Menschheit in uns ausmacht, nicht anders als gut seyn kann, so kündigt sich gewiß auch in jenem Triebe der Wille des Schöpfers an. Die Religion nimmt uns durch das Gewissen für eine große Bestimmung in Anspruch, welche darin besteht, daß wir uns, nächst der Tugend und mittelst derselben, jede Art menschlicher Vortrefflich-

keit erwerben, und darin immer vollkommner werden sollen. Unsre höchste Aufgabe ist: allseitige harmonische Entwickelung unsers ganzen Menschenwesens, Vollendung im Wahren, Schönen und Guten, deren reiner Genuß uns zur Seligkeit werde.

Dafür eröffnet uns die Religion eine unendliche Aussicht; wir sollen nie aufhören, immer weiter streben, unser Selbstbewußtseyn soll sich in gleichem Maße immer mehr zur Seligkeit verklären. Wir leben jetzt schon zum Theil in einer unsichtbaren Welt, um so mehr, je ernstlicher und thätiger wir uns unsrer Bestimmung weihen. In ihr wurzelt unser wahres Daseyn; alles übrige ist Erscheinung, Schatten, Traum; es verschwindet, aber nicht das eigentliche Selbst. Für das Unsichtbare ist kein Tod, nur Wechsel der Hüllen, Erhebung auf höhere Stufen; bis es sich aller Fesseln und Beschränkungen entledigt.

Jetzt war ich im Stande, meine sittliche Verfassung recht zu beurtheilen; jetzt enthüllte sich mir aber auch die weite Entfernung meines Herzens von Gott; ich erschrak vor dem Gedanken, wie viel es kosten würde, mit ihm wieder in ein erträgliches Verhältniß zu kommen, wovon meine Ruhe abhing. Ich sah deutlich, was ich zu thun habe, es fehlte nicht an ernstlichem Willen; aber der Muth entsank mir, die Möglichkeit begriff ich nicht, wie es anzufangen sey, war mir dunkel. Meine Bücher sagten darüber wenig, und das Wenige fand ich nicht anwendbar; sie behandelten diese Angelegenheit, als etwas, das keine Schwierigkeiten habe, indem sie theils das Ziel zu niedrig steckten, theils auf die Bedürfnisse des Herzens und seine Schwächen keine Rücksicht nahmen, sie wohl gar verkannten. Sie fertigten mich mit einigen Rathschlägen ab, die auf keine Weise eingreifen wollten. Was die Bibel hierüber sagt,

schien mir etwas andres zu seyn, und mehr mit dem übereinzukommen, was ich wohl von meiner Mutter gehört hatte.

In dieser Verlegenheit griff ich zu den Schriften, welche von ihr am fleißigsten waren gelesen worden. Hier wurde überall auf eine völlige Veränderung des Sinnes, auf Erneuerung des Herzens, gedrungen, die ganz das Werk einer höhern Gnade sey, aber von Seiten des Menschen Buße und Glauben voraussetze, wozu indeß wiederum von oben herab mitgewirkt werden müsse. Das Erste, was gefordert wurde, war: ein, durch lebhaftes Gefühl seines Sündenelendes, zerknirschtes und zerschlagenes Herz, eine Selbstdemüthigung, die sich alles Bösen Schuld gebe, und nichts Gutes mehr übrig lasse, die in Mißfallen, ja in einen Abscheu und Ekel an sich selbst übergehe, in welchem man sich als das allerunwürdigste Geschöpf erscheine, wo denn in dem geängstigten und

gequälten Herzen das Bedürfniß der Hülfe erwache, und das Licht des Himmels in diesem Bedürfnisse den Glauben anzünde, der die Hülfe ergreife, welche von nun an unwiderstehlich die Erneuerung und Heiligung wirke.

Dahin konnte ich es, bey der größten Anstrengung, nicht bringen; so sehr ich auch geneigt war, dem allem meinen Beyfall zu geben, da es einiger Maßen zu meinem Zustande paßte. Mein Elend fühlte ich wohl, ich fühlte es schmerzlich, aber dieses Gefühl durchdrang mich nicht, es war Traurigkeit, aber nicht Zerknirschung. Auch war ich nicht im Stande, es immer bey mir zu unterhalten, oft äußerte es sich nur in leisen Regungen.

Mit der Selbstverdammung wollte es noch weniger gelingen; ich konnte mir nicht abläugnen, daß, so vieler Fehler ich mich auch anklagen mußte, ich doch auch von vielen, wozu es nicht an Reitz und Verleitung

schien mir etwas andres zu seyn, und mehr mit dem übereinzukommen, was ich wohl von meiner Mutter gehört hatte.

In dieser Verlegenheit griff ich zu den Schriften, welche von ihr am fleißigsten waren gelesen worden. Hier wurde überall auf eine völlige Veränderung des Sinnes, auf Erneuerung des Herzens, gedrungen, die ganz das Werk einer höhern Gnade sey, aber von Seiten des Menschen Buße und Glauben voraussetze, wozu indeß wiederum von oben herab mitgewirkt werden müsse. Das Erste, was gefordert wurde, war: ein, durch lebhaftes Gefühl seines Sündenelendes, zerknirschtes und zerschlagenes Herz, eine Selbstdemüthigung, die sich alles Bösen Schuld gebe, und nichts Gutes mehr übrig lasse, die in Mißfallen, ja in einen Abscheu und Ekel an sich selbst übergehe, in welchem man sich als das allerunwürdigste Geschöpf erscheine, wo denn in dem geängstigten und

gequälten Herzen das Bedürfniß der Hülfe erwache, und das Licht des Himmels in diesem Bedürfnisse den Glauben anzünde, der die Hülfe ergreife, welche von nun an unwiderstehlich die Erneuerung und Heiligung wirke.

Dahin konnte ich es, bey der größten Anstrengung, nicht bringen; so sehr ich auch geneigt war, dem allem meinen Beyfall zu geben, da es einiger Maßen zu meinem Zustande paßte. Mein Elend fühlte ich wohl, ich fühlte es schmerzlich, aber dieses Gefühl durchdrang mich nicht, es war Traurigkeit, aber nicht Zerknirschung. Auch war ich nicht im Stande, es immer bey mir zu unterhalten, oft äußerte es sich nur in leisen Regungen.

Mit der Selbstverdammung wollte es noch weniger gelingen; ich konnte mir nicht abläugnen, daß, so vieler Fehler ich mich auch anklagen mußte, ich doch auch von vielen, wozu es nicht an Reitz und Verleitung

gefehlt, frey geblieben, daß noch Gutes in mir sey. Mich ganz zu verwerfen, wie es verlangt wurde, schien mir Heucheley, Lästerung der Menschheit und Gottes zu seyn.

Ich wartete vergebens, daß die Gnade nun weiter helfe.

Des Glaubens war ich mir bewußt; aber er wirkte nichts.

Dies alles beunruhigte mich sehr. Jetzt zum ersten Mahle in meinem Leben bethete ich mit tiefer Inbrunst, mein Herz drang mich, zu bethen, und ich war ja in dieser Angelegenheit ausdrücklich an Gott gewiesen; aber auch das war vergebens.

Woldemar hatte mich, seit einiger Zeit, mir selbst überlassen; ich mußte mich wieder an ihn wenden. Er meynte, in den Büchern, die er mir geliehen, werde zwar diese Angelegenheit zu leicht abgefertigt, ich habe mir aber dieselbe zu schwer machen lassen, und

mich mit etwas gequält, was mir nicht habe gelingen können, weil es sich zu meiner Natur nicht schicke. Die Forderungen der Schriften, die ich zuletzt gelesen, seyen zum Theile zu stark ausgedrückt, da man sie auf Stellen der Bibel gegründet, ohne von diesen abzuziehen, was der lebhaften Sprache des Morgenlandes gehöre; zum Theile, und dem Wesentlichen nach, seyen sie zwar wahr, aber auf Menschen berechnet, zu denen ich mich nicht zählen könne. Man müsse nähmlich unter den Menschen, die bisher noch nichts zur Verbeßrung ihres Innern gethan haben, zwey Klassen unterscheiden. In einigen, vielleicht in den meisten, sey ein dem Guten entgegenstrebendes Prinzip, worin sich Sinnlichkeit und Selbstsucht vereinigen, das Herrschende; diese werden im Ganzen von ihrer Lust und von ihrem Vortheile geleitet, das Angenehme und Nützliche bestimmen ihre Denkungsart und ihre Handlungen, und

nur zuweilen gewinne das Gute einigen Einfluß auf sie, ohne daß man das ihrem Willen oder ihrer Liebe zuschreiben könne. Diese versinken in alle die Laster, zu denen Lust und Vortheil sie reitzen, die Umstände sie drängen. Ihr Sinn sey auf das Schlechte gerichtet, und ihnen könne nicht anders geholfen werden, als durch eine gänzliche Umbildung des Sinnes, welche an die Stelle der Sinnlichkeit und Selbstsucht das Gefühl für das Rechte und Gute setze; was, bey ihrer großen Verworfenheit, ohne ein tiefes Gefühl ihres moralischen Elendes, ohne eine lebhafte Anerkennung ihres Verderbens, das im Innersten ihres Wesens seinen Sitz — und das ganze Wesen angetastet habe, ohne ein daraus entspringendes mächtiges Bedürfniß der Hülfe, ohne ein inbrünstiges Hinwenden zu Gott nicht möglich sey, indem dadurch erst das Beßre sich der Seele tief eindrücke, über sie Gewalt bekomme, und der

Trieb erwache, alles zu thun, was zur Vertilgung des Bösen nöthig ist. Indeß lasse auch das sich nicht erzwingen; bey Menschen, denen es um das Heil ihrer Seele Ernst sey, stelle es sich während der Erwägung ihres Zustandes von selbst ein, und könne in so fern als Werk der Gnade angesehen werden, die es in jedem wirke, nach dem Maße, als er dessen bedarf. Die Gefühle können nicht in allen gleiche Lebhaftigkeit haben, welches von dem besondern Naturell abhange; daher man sich hüthen müsse, darnach den Ernst und die Kraft der Beßrung zu beurtheilen. Anders verhalte es sich mit der zweyten Klasse, die aus Menschen bestehe, welche nie ganz aus der Verbindung mit Gott gekommen, ob sie ihn gleich oft aus den Augen verloren, in denen nie die Liebe zum Guten erstorben, ob gleich oft erkaltet sey, die immer das Gute gewünscht, auch gewollt, und in vielen Fällen vollbracht, ob sie gleich auch oft der Macht

des Schlechten nachgegeben, und in manche Verirrung gerathen seyen. Bey diesen bedürfe es keiner gänzlichen Umkehrung der Denkungsart, da dasjenige, was den guten Menschen regieren soll, wirklich, nur verdunkelt, geschwächt, zurück geschoben, in ihnen lebe; es komme vielmehr darauf an, dasselbe ans Licht zu ziehen, zu stärken und herauf zu heben. Die Wirkung dieser Bemühung sey der Glaube, der hier nicht erst aus Zerknirschung und Selbstverdammung hervorgehe. Freylich werde die Einsicht, daß man den rechten Weg verlassen, das Gefühl der Fehler und Gebrechen, einen gewissen Schmerz erzeugen, wie ich das an mir selbst erfahren; aber dieser Schmerz könne nicht so lebhaft seyn, wie bey lasterhaften Menschen; auch müsse man darauf kein großes Gewicht legen; im Gegentheile hätten reizbare Gemüther sich in Acht zu nehmen, daß er nicht zu lebhaft werde, daß er nicht das leidende, gedrückte,

peinliche Wesen erzeuge, welches die Fortschritte im Guten erschwere, ja ihnen nicht selten unübersteigliche Hindernisse in den Weg lege. Freylich werde man sich und Gott seine Fehler mit Beschämung gestehen, ohne Rückhalt und Verheimlichung; aber man werde sich auch nichts anschuldigen, dessen man sich nicht bewußt — und sich nicht tiefer herabsetzen, als es der Wahrheit gemäß sey; ein Schritt weiter führe zur Heucheley und zum geistlichen Stolze. Der Glaube, auf den es hier ankomme, sey allerdings mehr als Ueberzeugung; er sey lebendige, gefühlvolle, angewendete Ueberzeugung; er sey Stärke des höhern Sinnes im Menschen, innige Vereinigung der religiösen Wahrheiten mit den Kräften und Trieben des Gemüthes, ein solches Verhältniß der Seele zu Gott und seinen Anstalten, worin sie sein Daseyn und Wirken gleichsam an sich selbst erfahre, und dieser Anstalten als einer Thatsache des innern Le-

bens inne werde. Er entspringe aus der deutlichen Erkenntniß des moralischen Bedürfens, aus andachtsvollem Nachdenken über religiöse Wahrheiten und aus dem Bemühen, sie fest an alle Angelegenheiten des Lebens zu knüpfen. Er erwärme dann das Herz für alles Gute; er leite und befeure zu allen Bemühungen, welche die sittliche Veredlung erfordre; er erzeuge jetzt nicht erst die Liebe, sondern er sey eins mit ihr, und offenbare sich, oft ohne daß man es selbst wisse und beabsichtigt habe, in der Vermeidung des Bösen, in der Uebung herrlicher Tugenden; er vertreibe aus dem Gemüthe alles Beengte, Niedergeschlagene, und erfülle es, in dem Maße, als er selbst stark sey, mit Freudigkeit. Das sey das Wirken der himmlischen Gnade in der Seele des Gläubigen. Indeß mache diese doch die fernere Selbstbearbeitung nicht überflüssig; zu tief seyen manche böse Neigungen und Angewöhnungen im Herzen des Menschen eingewur-

wurzelt, als daß sie ohne Bekämpfung im Einzelnen verschwinden, zu abweichend seyen manche Tugenden von der natürlichen Richtung dieses Herzens, zu mühsam sey ihr Dienst, zu viel gehöre dazu, bis sie sich seiner ganz bemächtigt haben, als daß sie ohne angelegentliche Bildung die Natur des Menschen werden könnten.

* * *

Das Wichtigste, was ich jetzt zu thun hatte, war, meiner Stimmung mit Gott mehr Klarheit und Leben zu verschaffen, damit ich des liebenden Glaubens theilhaftig würde, von welchem Woldemar zu mir geredet hatte, und wovon ich wohl etwas in mir verspürte, das aber nur Disposition, erste Regung genannt werden konnte.

Die Anlage, die sich in meiner Kindheit so entschieden äußerte, war durch die Eindrücke der letzten Zeit nicht bloß in ihrer Ent-

wickelung aufgehalten, sondern auch geschwächt worden. Meine Verhältnisse zu Gott erschienen mir, nach den neuen Einsichten, die ich erlangt, in einem weitern Umfange; Gegenstände von reichem Gehalte und von tiefer Bedeutung, mit denen ich mich bis hierhin so gut wie gar nicht befaßt hatte, waren mit denselben in Beziehung gekommen. Ich mußte mich auf diesem Felde völlig orientiren, ich mußte dafür sorgen, daß das, was mein Verstand gewonnen hatte, mit in die Stimmung meines Herzens eingehe; ich mußte mich eben so sehr um Aufklärung, als um Erwärmung bemühen.

Ich erkannte zwar bald, daß sich diese Dinge nicht auf so bestimmte Begriffe bringen lassen, als die Gegenstände der äußern Erfahrung, daß das Bestreben, sich dieselben ganz zu verdeutlichen, nur zur Verwirrung, zur Herabsetzung derselben und zu Widersprüchen führen könne, da die Begriffe, welche

wir dazu benutzen möchten, von dem Sichtbaren und Endlichen hergenommen sind, und auf das Unsichtbare, Uebersinnliche, Unendliche keine andre, als eine beschränkte Anwendung leiden, da sie zu nicht mehr verhelfen, als zu unvollkommnen bildlichen Darstellungen; ich lernte das heilige Geheimniß ahnen und ehren, und fühlte, daß eben dieses es sey, was den Menschen über sich selbst erhebe, was ihm die Unendlichkeit seines Wesens versichere, und wovon die edelsten Bewegungen seines Herzens herrühren, daß die Religion zu etwas Gemeinem herabsinke, so bald sie aufhöre, Geheimnisse zu haben. Aber ich mußte mir doch etwas davon vorstellen, diese Dinge mußten doch auch eine äußere, menschliche Seite haben; wie hätten sie sonst in Beziehung zu mir kommen, und auf mein Leben wirken können?

Das war es, wornach ich forschte; ich las, dachte, sprach mit Woldemar und mit

einigen gut gesinnten Männern und Frauen, denen es um das Höchste des Menschen Ernst war, und die wir, bey unserm Winteraufenthalte in der Stadt, zu sehen pflegten.

Mein Vater war ein sehr rechtschaffener und, in gewissem Sinne, religiöser Mann; er bemerkte die gegenwärtige Richtung meiner Seele mit eben dem Wohlgefallen, womit er die Stimmung meiner Kindheit wahrgenommen hatte. Aber er war zu sehr in das Weltgeschäft verwickelt, als daß ihm die Religion eine Angelegenheit hätte werden können; er hatte mehr Geist, als Gefühl, mehr — wie soll ich es nennen? — Grundsätze, Gewissen, Ehre, angewöhnte Handlungsweise, als Glauben.

Auch bey meinen dem Glauben gewidmeten Bemühungen, zeigte sich bald der Hang, alles dem Gemüthe zuzueignen. Auf halbem Wege wurde der Begriff Empfindung. Manches hätte mir deutlicher werden können —

vielleicht werden sollen —; aber das Herz stand mir im Wege. Es bedurfte keiner besondern Sorge, daß das Gedachte in meine Stimmung übergehe, es knüpfte sich von selbst an alles, was mich im Leben interessirte, an alle Fäden meines Herzens, und erregte in mir die mannichfaltigsten Zustände, die alle etwas Angenehmes hatten, und meine Wärme vermehrten.

Die Beschäftigung mit Gott wurde immer lebhafter, und gewährte mir immer mehr Vergnügen — ein Vergnügen, reiner und würdevoller, als das, welches sie mir früherhin verschaffte, eben so sehr von diesem verschieden, als meine Art mit Gott umzugehen von der verschieden war, der ich mich als Kind ergeben hatte.

Ich überzeugte mich aus Erfahrung, daß religiöse Vorstellungen, durch öftere Betrachtung derselben und durch Vergegenwärtigung dessen, was an sie erinnert, durch Erwägung

der Bedürfnisse, die in ihnen Befriedigung finden, durch Verkettung mit unsern schmerzlichen und frohen Gefühlen, eine Stärke gewinnen können, die dem Weltsinne hinlänglich gewachsen ist. Ob ich mir gleich dieser Stärke noch nicht bewußt war: so bemerkte ich doch, daß ich mich derselben näherte, daß in mir immer mehr das Bessere wach wurde, daß ich das Gute immer inniger liebte, und daß es reichlicher in mir wirkte.

Die Aussicht, die ich vor mir hatte, machte mich heiter; ich faßte Zutrauen zu mir selbst, weil ich auf Gott vertraute.

Mit den Bemühungen, die meiner Seele den Glauben gaben, verband ich andre, die mich meine Fehler kennen lehren sollten.

Meine Hauptgebrechen kannte ich wohl; wie hätten sie mir verborgen seyn können? ohne daß ich es wollte, warf das Gewissen sie mir vor. Aber diese Kenntniß genügte

mir nicht; um sie mit Erfolg zu bekämpfen, mußte ich sie in ihren einzelnen Zügen, in ihren besondern Ausgestaltungen, in dem Detail ihrer Erscheinungen, worin gewöhnlich der vollständige Aufschluß über ihre Beschaffenheit und über die Mittel der Heilung enthalten ist, ich mußte sie nach ihrem Zusammenhange und nach ihren Quellen kennen.

Ich ging gewiß mit redlichem Ernste an die Erforschung meines Innern, ich hatte den festen Willen, mich nicht zu schonen, nichts zu verheimlichen, nichts zu beschönigen; dessen ungeachtet, erfuhr ich oft, außer den Schwierigkeiten, die an sich schon mit diesem Geschäfte verbunden sind, auch diejenigen, welche Eigenliebe, Furcht und Betrug des Herzens mir in den Weg legten. Auf manche Fragen schien mein Herz keine Antwort zu haben; ich konnte es wenigstens nicht darüber zur Sprache bringen. Oft zog es sich vor dem Blicke des Verstandes zurück; oft drängte es

in seine Tiefen hinab, was ans Licht sollte; oft schob es die beßre Seite vor, um die Aufmerksamkeit von der schlimmern abzulenken; oft scheuchte es mich zurück, indem es mich ahnen ließ, was ich zu besorgen hätte, wenn ich hier genauer sähe; oft wiegte es mich durch die Eitelkeit in den Schlaf, die mich glauben machte, dieses oder jenes Gute, was man von mir rühmte, sey zu entschieden, als daß es noch einer weitern Untersuchung bedürfe. Bald kleidete es sich in täuschenden Schein; bald hatte es Ausflüchte, Vorwände und Entschuldigungen, die ich nur gar zu geneigt war, gelten zu lassen.

Aber ich ließ mich nicht abschrecken, ich verdoppelte meinen Fleiß, ich beobachtete auf das sorgfältigste, und trug jedes Mal etwas Wahres davon; und wenn dieses gewöhnlich mit Dunkelm und Irrigem vermischt war, so ward es durch spätere Untersuchungen auf-

geklärt und berichtigt. Wie sich auch manches zu verhüllen suchte, es mußte doch hervor. Ich musterte mein ganzes Verhalten, so weit ich es mir erinnerlich war, ich vergegenwärtigte mir die Bewegungen und Zustände meines Innern, so weit ich mich darauf besinnen konnte, besonders die geheimern, und verglich alles mit dem Bilde eines tugendhaften Sinnes und Lebens, das ich jetzt in der Religion fand. Zuweilen auch legte ich die Gesetze der Tugend zum Grunde, um mir bey jedem einzelnen bewußt zu werden, wie ich es damit gehalten. Ich begnügte mich nicht mit diesem oder jenem Falle, in welchem ich von denselben in Anspruch genommen wurde, sondern ich beachtete mein Verhalten in verschiedenen Lagen und unter verschiedenen Umständen, wo ich oft bemerken konnte, wie unrichtig mein Urtheil gewesen seyn würde, wenn ich mich auf das beschränkt hätte, was sich mir zuerst darstellte.

Sich selbst recht und ganz kennen lernen, ist wahrlich keine leichte Sache; in gewisser Hinsicht mag es wohl der schwerste Theil der moralischen Bildung seyn. Man gelangt dazu nicht in einigen Tagen oder Wochen; das ganze Leben gehört diesem Geschäfte nicht weniger, als es der moralischen Bildung überhaupt gehört; immer ist noch etwas zu berichtigen, zu verdeutlichen, genauer auszuforschen. Aber so viel, als man braucht, um mit der Verbesserung seiner Fehler den Anfang zu machen, kann man bald erwerben, wenn man es sich nur angelegen seyn läßt.

Die Veränderung meines Zustandes hatte schon begonnen, als ich zuerst an der Feyer des heiligen Mahles der Christen Theil nahm.

Ich kannte, ich verehrte, ich liebte den Erlöser der Menschen, meine Seele hing an ihm mit Bewundrung und Entzücken, mit Gefühlen, die ich mit nichts vergleichen kann,

was ich sonst wohl gefühlt habe. Schon lange hatte ich das Bedürfniß empfunden, mich ihm auf eine Weise zu nahen, die das alles in mir entwickelte, und ins volle, klare Leben triebe, was sich dunkel in mir regte.

Als eine solche Handlung dachte ich mir die, welche Jesus in seiner Todesnacht, unter der Ahnung eines nahen schauderhaften Endes, in der wehmüthigen Stimmung des Abschiedes, mit dem heitern Blicke auf jene Welt zu seinem Andenken, zum Sinnbilde der Vereinigung mit ihm und der gegenseitigen Liebe stiftete — jene Handlung, in der sich alle weichen und alle starken Gefühle, alle sanften und alle erschütternden Eindrücke der Religion begegnen — jene Handlung, in der das Sichtbare sich an das Unsichtbare, die Zeit sich an die Ewigkeit zu verlieren scheint. Aber ich mochte das nicht ausdenken, so wie ich die Theilnahme an dieser Feyer absichtlich aufschob. Ich wollte mich für sie läutern,

ich wollte etwas Festlich-Heiliges in die Zukunft hinstellen, daß ich im Blicke darauf einen Haltungspunct für mein noch schwankendes sittliches Leben hätte; sie sollte mir ein leuchtender Moment seyn, der, nach beyden Seiten hin, seine Schimmer verbreite. Ich erwartete von dem Gedanken, daß mir darin etwas Geheimnißvoll-Großes, eine neue Offenbarung des höhern Daseyns, ein köstlicher Genuß bevorstehe, eine gewisse Erhebung und Stärkung, wovon ich mir keine genaue Rechenschaft geben kann.

Der Tag war schon lange bestimmt, und ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Ereigniß meines Lebens mich in diese Spannung versetzt hat. Mit einem ängstlich-freudigen Klopfen des Herzens sah ich ihm entgegen. Je näher er kam, desto mehr wünschte ich, ihn weiter hinaus zu rücken, aber ich wagte es nicht. Er erschien mir wie die Auflösung eines Schicksales, zu der ich nichts thun

könne — und wenn ich es könnte, nichts thun dürfe, als erwarten.

So wenig ich auch die Stimmung, worin ich mich befand, froh nennen kann: so sind mir doch noch immer die Wochen, die jenem Tage vorher gingen, die gehaltvollsten, die geliebtesten, und in gewissem Sinne auch die glücklichsten meines Lebens.

Endlich kam er, und ich war ruhiger, als vorher. Der rührende Vortrag des Predigers setzte mein Herz in eine sanfte Bewegung; aber es war nichts von dem, was ich in der Erwartung gefühlt hatte. Ich hätte mir Vorwürfe darüber machen mögen; aber ich konnte nicht dazu gelangen; es war eine Stille und Klarheit in meiner Seele, die jeden Vorwurf beschwichtigte.

Der größte Theil der Versammlung entfernte sich, eine kleine Anzahl blieb zurück. Jetzt begann der einfache Gesang, und mir

wurde wieder unaussprechlich bange, wobey mir zuweilen war, als ob alles von mir genommen, als ob ich in höhere Gegenden des Lichtes und des Friedens hinaufgerückt wäre; doch dauerte das nur Augenblicke.

Als ich vor den Altar trat: da lösete sich auf einmal mein Herz; eine tiefe Trauer und eine nahmenlose Seligkeit erfüllte mich, worin aller Schmerz der Erde und alle Wonne des Himmels zugleich über mich gekommen zu seyn schienen.

Diese Empfindungen machten bald einem Zustande der höchsten und hellsten Besonnenheit Platz; alles, was ich über Gott, über Jesus, über mich selbst, über die Ewigkeit gedacht hatte, war meiner Seele wunderbar gegenwärtig, wie wenn sie von den Schranken der Zeit entbunden gewesen wäre. Ich gelobte Gott, ich gelobte dem Erlöser der Welt ewige Liebe, und der Tugend ewige Treue, und war gewiß, daß ich es halten



würde. Meine Thränen flossen; da waren meine Kräfte erschöpft, meine Knie wankten, ich war nicht im Stande, meine Stelle wieder zu erreichen, und wurde krank nach Hause gebracht.

Mehrere Wochen war ich genöthigt, das Bette zu hüthen, und es währte lange, bis ich mich wieder erhohlt hatte.

Während meiner Krankheit hatte ich, obgleich die Schwäche mich sehr reitzbar machte, große Geduld bewiesen, ich war gegen jeden sanft und freundlich — und von meinem Eigenwillen waren kaum einige Spuren zu merken gewesen. Ich kann nicht sagen, daß ich dabey Anstrengung aufgewendet, oder daß ich in religiösen Vorstellungen Trost gesucht hätte, alles war Stimmung, ich konnte nicht anders seyn.

Bey meiner Genesung zeigte es sich, daß mit meinem Gemüthe eine bedeutende Um-

wandlung vorgegangen war. Mein Herz war weicher als je, ich nahm an der geringsten Kleinigkeit innigen Antheil, ich vergaß mein eignes Leiden, wenn denen, die mich umgaben, etwas fehlte. Eine sanfte Rührung blieb fortdauernd in meiner Seele herrschend, so daß ich oft weinte, ohne zu wissen warum; die Thränen hatten etwas Stillendes, Erquickendes. Es kostete mich in den meisten Fällen nicht viel, nachzugeben, ich kam gefällig entgegen, auch dann, wenn man forderte, ich ertrug manches, was mich sonst aufbrachte, und es fiel mir nicht ein, zu fragen, ob mir auch darin Unrecht geschehe; selbst wo mir offenbar Unrecht geschah, konnte ich gelassen bleiben, ich konnte so gar bey harten Worten und empfindlichen Kränkungen mich mäßigen. Ich hatte etwas Ruhiges und Unbefangenes, das auch nach der völligen Herstellung nicht wieder verschwand, zugleich etwas Gesetztes und Nachdenkliches in mir,

das

das dem Leichtsinne und der Eitelkeit großen Abbruch that.

Dieses alles, was ich nicht so sehr der Krankheit, als der Gemüthserschütterung, welche dieser vorherging glaube zuschreiben zu müssen, war indeß im Ganzen noch wenig, die Verkehrtheiten meines Herzens äußerten sich nicht mehr so stark, aber sie saßen noch tief. Ich fing jetzt an, die Kenntnisse, die ich mir von mir selbst erworben hatte, zu benutzen. Ich bedachte die einzelnen Fehler, deren ich mir bewußt war, oft und lebhaft, und nahm mir fest vor, mich vor ihnen zu hüthen; ich vergegenwärtigte mir die Fälle, wo ich dazu gereitzt werden könnte, und gelobte Gott und mir, hier ernstlichen Widerstand zu leisten; ich sammelte mir Gedanken, die ich ihnen entgegensetzen wollte; ich sann auf Hülfsmittel, womit ich die Bilder und Eindrücke, die mir gefährlich waren, zerstreuen oder schwächen könnte; ich vermied

wandlung vorgegangen war. Mein Herz war weicher als je, ich nahm an der geringsten Kleinigkeit innigen Antheil, ich vergaß mein eignes Leiden, wenn denen, die mich umgaben, etwas fehlte. Eine sanfte Rührung blieb fortdauernd in meiner Seele herrschend, so daß ich oft *weinte, ohne zu wissen warum*; die Thränen hatten etwas Stillendes, Erquickendes. Es kostete mich in den meisten Fällen nicht viel, nachzugeben, ich kam gefällig entgegen, auch dann, wenn man forderte, ich ertrug manches, was mich sonst aufbrachte, und es fiel mir *nicht* ein, zu fragen, ob mir auch darin Unrecht geschehe; selbst wo mir offenbar Unrecht geschah, konnte ich gelassen bleiben, ich konnte so gar bey harten Worten und empfindlichen Kränkungen mich mäßigen. Ich hatte etwas Ruhiges und Unbefangenes, das auch nach der völligen Herstellung nicht wieder verschwand, zugleich etwas Gesetztes und Nachdenkliches in mir,

das

das dem Leichtsinne und der Eitelkeit grossen Abbruch that.

Dieses alles, was ich nicht so sehr der Krankheit, als der Gemüthserschütterung, welche dieser vorherging glaube zuschreiben zu müssen, war indeß im Ganzen noch wenig, die Verkehrtheiten meines Herzens äusserten sich nicht mehr so stark, aber sie saßen noch tief. Ich fing jetzt an, die Kenntnisse, die ich mir von mir selbst erworben hatte, zu benutzen. Ich bedachte die einzelnen Fehler, deren ich mir bewußt war, oft und lebhaft, und nahm mir fest vor, mich vor ihnen zu hüthen; ich vergegenwärtigte mir die Fälle, wo ich dazu gereitzt werden könnte, und gelobte Gott und mir, hier ernstlichen Widerstand zu leisten; ich sammelte mir Gedanken, die ich ihnen entgegensetzen wollte; ich sann auf Hülfsmittel, womit ich die Bilder und Eindrücke, die mir gefährlich waren, zerstreuen oder schwächen könnte; ich vermied

die Gelegenheiten, wo ich meiner nicht ganz gewiß seyn durfte; ich zog mich aus den Gesellschaften zurück, die meinen Leichtsinn genährt, und mich in demselben mit fortgerissen hatten zu dem, was mein Herz nicht billigte; ich verwahrte vorzüglich die schwachen Seiten meines Herzens; ich befließ mich der Besonnenheit bey allem, was ich verrichtete, und was mir begegnete; ich wachte über mich selbst, wo ich wußte, daß etwas zu besorgen war; ich prägte mir die Regeln, nach denen ich mich zu richten hatte, tief ein, und prüfte mich nach denselben täglich. Auch unterließ ich nicht, täglich einige Bemerkungen über mich selbst aufzuschreiben, theils, um mir die Sache anschaulicher und wichtiger zu machen, theils auch, um mir eine Uebersicht meines sittlichen Zustandes und seiner Veränderungen zu verschaffen, und in meine fernere Bildung Zusammenhang zu bringen. Mir ist nicht unbekannt, was man gegen

dieses Verfahren einwenden kann; aber ich glaube, daß der entschiedene Vortheil den möglichen und zufälligen Nachtheil überwiege. Warum sollte man sich seiner Fortschritte im Guten nicht freuen? warum sollte man sie nicht deutlich wahrnehmen können, ohne stolz zu werden? Wahrlich wer redlich gegen sich selbst ist, der wird des Demüthigenden mehr finden, als des Schmeichelhaften; das Langsame seiner Fortschritte, die Mängel, welche dem Besten in ihm noch ankleben, werden ihm gewiß Bescheidenheit einflößen. Dünkel und Selbstgefälligkeit können nur in denen entstehen, welchen der wahre Ernst fehlt, und bey diesen möchte überhaupt die sittliche Bildung nicht sonderlich gedeihen.

Ich merkte wohl, daß ich auf diesem Wege weiter kam; aber nicht so, wie ich es wünschte. Ich vergaß meine Vorsätze oft; ich konnte nicht alle Versuchungen meiden, und was ich ihnen entgegen zu setzen hatte,

war oft nicht stark, oft mir nicht genug gegenwärtig; mein Herz war zuweilen nicht hinlänglich verwahrt, es wurde überrascht und bestürmt, und erfuhr erst nachher, wie ihm geschehen war; die Besonnenheit verließ mich nicht selten. Zwar erkannte ich bald, wo ich gefehlt hatte, und beschloß, mehr auf meiner Huth zu seyn; aber ich fehlte doch wieder von neuem.

Um meiner selbst sicher zu werden, um ganz aus der Gemeinschaft mit dem Bösen zu kommen, um im Guten die Fertigkeit zu erlangen, die zum Wesen der Tugend gehört, und wodurch diese sich in die Liebe auflöst, mußte ich die Neigungen angehen, aus welchen meine Unarten entsprangen.

Mit der Weltliebe wurde es mir nicht schwer. Ach, ich hatte sie ja nie geliebt; sie hatte mein Herz bestrickt und es gequält. Durch ihren Betrug war es ihr gelungen,

ich blieb ihr ergeben, weil die höhere Liebe in mir erkaltet war, ich stürzte mich in ihre Zerstreuungen, um mir selbst zu entrinnen. Jetzt war mein Herz wieder für das Beßre warm, Gott war meinem Herzen wieder theuer, ich kannte und genoß eine edlere Unterhaltung, ich durfte den Umgang mit mir selbst nicht mehr scheuen. Das gehaltlose Wesen war mir von Herzen verhaßt.

Desto schwerer wurde es mir mit dem, was die Welt in meinem Gemüthe geweckt, und was sich nun mit feinen Gefühlen in Verbindung gesetzt, was sich durch Gewohnheit befestigt hatte — vor allem mit der Eitelkeit. Sie war zwar einiger Maßen geschwächt; doch lieh ich noch vielen Dingen einen Werth, den sie nicht haben; noch verwendete ich auf viele Dinge eine Aufmerksamkeit, die sie nicht verdienen, und versäumte darüber das Beßre; noch strebte ich mehr als billig zu gefallen, ich wollte durch das gefallen, wodurch

man nur dann gefällt, wenn man es nicht darauf anlegt, oft durch dasjenige, wodurch man gar nicht gefallen soll.

Es hatte guten Erfolg, daß ich über den Werth der Dinge, denen die Welt ihren Beyfall zollt, und über den Werth der Urtheile, in welchen sie diesen ausspricht, selbst zu denken anfing, daß ich mir vorhielt, wie manches, womit ich mir etwas dünkte, höchst unbedeutend, oder ein zufälliges Geschenk der Natur sey, was mir auf keine Weise angerechnet werden könne, und wie das Uebrige durch Mängel entstellt werde, die mir nicht gestatten, mir etwas darauf zu Gute zu thun, daß ich die Vorzüge, welche den Menschen wahrhaft ehren, unterscheiden lernte, mich in diesen ausbildete, und im Genusse derselben mich gewöhnte, sie mehr für mich, als für die Welt zu haben, daß ich nicht bloß diejenigen, welche meiner Eitelkeit schmeicheln wollten, entschlossen zurück wies, sondern auch

die Gedanken und Empfindungen, welche von ihr herrührten, schnell unterdrückte.

Das Schlimmste blieb freylich der Reitz des Gefallens, und die Vortheile, die davon abhangen; dagegen war kein andres Mittel, als Resignation, wobey freylich die Uebung etwas half, aber nicht viel und nicht schnell. Hier habe ich unablässig kämpfen müssen, und es ist mir nur in dem Maße beträchtlich leichter geworden, als die höhere Stimmung Kräfte gewann, die mich über das Aeußerliche wegsetzten, und als innere Besitzthümer und steigende Zufriedenheit mit mir selbst mich für die Gunst der Welt schadlos hielten. Man lernt den Beyfall der Thoren erst dann verachten, wenn man in der Liebe des Guten fest auf sich selbst ruht.

Mit der Eitelkeit verlor sich der Hang zum Tadeln, die Geneigtheit, über andre Uebles zu hören und zu sagen; denn die Gesellschaften, wo das Ton ist, besuchte ich

nicht mehr. Ich nöthigte mich überdas zur Aufmerksamkeit auf das Lobenswerthe an Menschen, ich lernte mich dessen freuen, und von ihrem Fehlerhaften hinweg sehen; ich erinnerte mich, wie unangenehm es mir wäre, wenn man nachtheilige Gerüchte von mir verbreitete, oder hart über mich urtheilte, und welch eine häßliche Unart das sey, wie tief man sich dadurch herabsetze; ich suchte etwas andres zur Sprache zu bringen, wenn etwa die Rede auf dergleichen fiel, um auch nicht durch Vertheidigung zu schaden.

Der Versuchungen, mich anders zu geben, als ich war, wurden nun weniger; es war in mir etwas erwacht, was mir das Wahrseyn zum Bedürfnisse machte. Indeß war von der schlechten Gewöhnung noch etwas da; sie verleitete mich zuweilen, wo ich nicht bedachte; zuweilen wandelte mich sogar eine gewisse Lust mich zu verstellen an, gegen die ich die ganze Stärke meines sittlichen Gefüh-

les aufbiethen mußte. Doch ward mit der fortgehenden Bildung auch mein Sinn immer einfacher und gerader, das Künstliche und Umwundene mir immer verhaßter. Wahr seyn, wo Menschen dadurch wehe geschieht, oder wo bedeutende Nachtheile zu besorgen sind, das kostet mir noch immer einige Mühe. Ich halte die Lüge für etwas Widernatürliches; allein eben darum ist es so schwer, wieder davon abzukommen, wenn man sich ihrer oft bedient hat; sie scheint so leicht durchzuhelfen, und so wenig zu schaden, darum glaubt man, es nicht so genau damit nehmen zu müssen. Wohl denen, die in ihrer Jugend vor ihr verwahrt worden sind!

Der Leichtsinn verschwand zum Theile nach und nach von selbst; er lag nicht in meiner Natur; das zerstreute Leben hatte ihn erzeugt, und ich war darin vielleicht am meisten mir selbst ungleich geworden. Mit dem Sinne für das Höhere kam Zusammenhang

Ich hatte viel dagegen zu kämpfen; ich mußte mir vorhalten, wie ungebührlich das Verlangen sey, daß sich alles nach mir richten, daß sich jeder in meine besondre Art, deren Fehlerhaftes ich mir nicht zu verbergen vermochte, schicken solle, während jeder andre das mit gleichem Rechte für die seinige verlange; ich mußte mich auf den Standpunct andrer stellen, um von dort aus wahrzunehmen, wie sie sich nicht anders benehmen konnten; ich mußte mir oft sagen, dasjenige, was ich übeln Gesinnungen gegen mich zuschrieb, sey meist Irrthum, Unvorsichtigkeit, augenblickliche Aufwallung, höchstens Eigennutz mit Mangel an nöthiger Rücksicht; ich mußte mich an die guten Eigenschaften derer erinnern, gegen die ich Widerwillen gefaßt hatte; ich mußte mich erinnern, daß man mir doch auch vieles zu Liebe thue, daß man mir vieles erweise, was ich nicht verdiene; ich mußte mich aufmerksam machen, wo ich

durch die That überführt wurde, jemand unrichtig beurtheilt, und selbst ohne Schonung gehandelt zu haben; ich mußte meine Empfindlichkeit mehr aussetzen, um sie zu schwächen, und die Umstände begünstigten mich darin, sie ließen mich fühlen, was mein Herz einiger Maßen an eine härtere Begegnung gewöhnte; ich mußte mir vornehmen, an mir zu halten bey lebhaften Eindrücken, ich mußte meiner Seele Gedanken und Bilder aneignen, die mich zerstreuten, wenn ich von etwas zu heftig ergriffen war; ich mußte mir Strafen auflegen, wenn ich wieder Auffahrendes und Ungestümes hatte blicken lassen.

Die Hauptsache aber mußte von Innen heraus bewirkt werden. Die sanftere Stimmung des Herzens trieb oft den Affect zurück; ich hatte überwunden, wenn sie das immer vermochte. Darum suchte ich in mir Vorstellungen und Empfindungen zu unterhalten, die sie durch ihren Gehalt oder durch ihren

Welt Aufschluß zu erhalten hoffte. Die Aufmerksamkeit junger Männer schmeichelte mir, aber nur als Opfer für die Eitelkeit; manche unter ihnen waren mir nicht gleichgültig, aber ich wußte keinem den Vorzug zu geben; ich liebte es, mich mit ihnen zu unterhalten, aber mehr, weil sie mir gefällig waren, als weil ich mich durch sie auf eine angenehme Weise angeregt fühlte, mehr weil unter meinen Bekannten viel davon verhandelt wurde, weil gewisse dunkle Erwartungen in mir geweckt waren, als weil sie mein Herz angezogen hätten. Ach, das Herz hatte in dieser Zeit fast nichts mehr an mir. War vom Heirathen die Rede, wie das unter jungen Mädchen oft der Fall ist; so möchte ich gerne mit darüber scherzen, aber nichts Ernstliches dabey denken, nur die Neugierde fand hier ein wenig Hinhaltung. So kam es mir wenigstens vor, ob es nicht auf dem Grunde meines Herzens anders aussah, wage ich nicht zu ent-

entscheiden. Wir Frauen sehen selten auf den Grund des Herzens, am wenigsten bey uns selbst. Getrost kann ich behaupten, daß kein unreines Gefühl, kein unreines Bild meine Seele befleckt hat. Zweydeutigkeiten verstand ich nicht, und habe auch nie die geringste Lust gespürt zu fragen.

In den ersten Zeiten meiner Sinnesänderung war mein Herz auf andre Weise zu sehr beschäftigt, als daß sich Empfindungen und Wünsche, die mit meiner höchsten Angelegenheit nicht in Beziehung standen, hätten entwikkeln können. All' mein Sehnen, war auf Eins gerichtet, vielleicht aber war darein manches andre übergeflossen.

In dem Hause meines Vaters war viel Gesellschaft. Ich mochte ohngefähr achtzehn Jahre alt seyn, als ein junger Mann in dasselbe eingeführt wurde, der in meinem Herzen neue Bewegungen verursachen sollte.

Sein Aeußeres war nicht schön, aber ein-

nehmend, es interessirte, mehr, als durch seine Gestalt, durch den Ausdruck eines tiefen und reichen Gefühles und einer Fähigkeit, sich mit Menschen und Dingen durch reine Theilnahme des Gemüthes zu befreunden, die eben so sehr von einem guten, als von einem vielseitig gebildeten Herzen zeugt. Es war etwas Edles in seiner Haltung und in seinem Benehmen, was nur die Erhebung der Seele über das Gemeine zu bewirken vermag; Stolz war es nicht, auch nicht Selbstgefühl, aber Verachtung des Schlechten, und ein entschiedener Sinn für jedes Hohe und Würdige kündigte sich darin an und ein gewisser Gleichmuth, der nicht leicht zu erschüttern ist. Seine musterhafte Aufführung und seine anerkannte Geschicklichkeit hatten ihm allgemeine Achtung erworben.

Ich fühlte mich durch ein unbekanntes Etwas sanft zu ihm hingezogen. Ich sah, ich hörte ihn gerne, ich mochte nur ihn sehen,

nur ihn hören — und ihn immer. Mich dünkte, er sage mir mehr, als andre, ob ich gleich nicht wußte, worin dieses Mehr bestehe. Ich begriff ihn besser, ich konnte mir das Seinige besser aneignen, ich hatte immer etwas daraus gelernt, immer etwas daraus genommen, was werth war, behalten zu werden, was wirklich in mich überging. Ich freute mich, wenn ich wußte, er werde kommen, und fühlte eine gewisse Leere in mir, wenn er weg war; doch war darin nichts Leidenschaftliches.

Auch er schien mich auszuzeichnen, er schien mich zu suchen unter andern, und das, so sehr er sich sonst in der Gewalt hatte, nicht immer verbergen zu können, es schien ihm zuweilen Mühe zu kosten, sich außer mir noch um jemand zu bekümmern.

Es war keine vollkommne Uebereinstimmung der Gemüther unter uns. Ich konnte dem Aufschwunge seiner Seele nicht immer

folgen; manches in dem sie ganz lebte, war mir ein Geheimniß; für manches, was mich innig beschäftigte, schien er sich nur aus Theilnahme und Gefälligkeit zu interessiren; manches lag ihm am Herzen, wovon ich mein Gemüth abgezogen hatte. Doch konnte ich mit ihm über Dinge sprechen, worüber mich sonst niemand verstand, doch trafen unsre Gedanken und Empfindungen oft wunderbar zusammen, und es hatte zuweilen das Ansehen, als ob dasjenige, worin wir von einander abwichen, uns noch mehr zu einander hinzöge.

Wir waren bald einander unentbehrlich geworden; wir behandelten das, als etwas unter uns Ausgemachtes, und redeten nicht davon, auch dachte ich nichts Besondres dabey, es fiel mir nicht ein, mich über diese Sache zur Rechenschaft zu fordern. Wir kamen uns unvermerkt näher; unsre Mittheilungen gewannen eine gewisse Vertraulichkeit;

wir bezeichneten einander unsre Empfindungen bey Gegenständen der Natur und Kunst, bey Ereignissen, in Lagen des Menschenlebens, bey dem, was wir lasen und dachten. Doch sagten wir nie, was wir einander waren. Es stellte sich so gar eine gewisse Scheu ein, wo unser Verhältniß nur von ferne berührt wurde. Auch an Willibald, so hieß der junge Mann, merkte ich diese Verlegenheit.

Indeß entwickelte sich nach und nach in meiner Neigung etwas, das ich noch nie gefühlt hatte, was sich aber in den herrschenden Zustand meiner Seele gut fügte, was mit dem Eigenthümlichsten und Geheimsten meines Wesens zusammen zu hangen, was mir die Vorbereitung zur Auflösung eines dunkeln Räthsels zu seyn schien. Ich war wunderbar bewegt, ich mochte gern allein seyn, und mich in Träume verlieren, die den verschiedensten Inhalt hatten, in die Willibald aber immer mit verwickelt war, die sich oft

wesentlich auf ihn bezogen. Meine Seele suchte — und kannte den Gegenstand nicht; sie trauerte, nicht finden zu können, und doch war in ihrem Suchen selbst etwas Süßes.

Sein Bild lag mir immer im Sinne, und verknüpfte sich mit allem, was ich Interessantes dachte, und was mir Interessantes begegnete; ich beschäftigte mich oft damit, mir einzelne Züge desselben zu vergegenwärtigen und auszumahlen, und fand darin eine angenehme Unterhaltung. Wenn ich etwas an mir bemerkte, oder etwas vorhatte, worüber ich bey mir schon zur Entscheidung gekommen war, fragte ich mich, wie er wohl darüber urtheilen würde, und es war mir lieb, wenn ich mir seine Beystimmung glaubte zusagen zu dürfen.

Unser Umgang wurde gespannter; das Herz schlug mir ängstlich, wenn er herein trat; ich mußte mich besinnen, ein Gespräch

anzuknüpfen, ob ich ihm gleich so viel mitzutheilen hatte. Nicht selten wurde allerley angefangen, und gleich wieder aufgegeben, weil es damit nicht gehen wollte. Auch dann, wenn wir uns endlich gefaßt hatten, zeigte sich eine Zurückhaltung, die gegen die vorige Vertraulichkeit sehr abstach. Ich fürchtete, etwas zu äußern, das ich nicht äußern dürfe, und doch war er mir nie so theuer gewesen, doch hatte ich nie mehr gewünscht, ihm mein Innerstes aufzuschließen.

Jetzt merkte ich, daß ich liebte, daß ich geliebt wurde. Wir verstanden uns, ohne uns zu erklären.

Wilibalds Lage war so beschaffen, daß er noch an keine Heirath denken durfte, ich wußte das, und billigte, was er, in Beziehung auf unser Verhältniß, zu thun für gut fand, um so mehr, da er darin so glücklich meinen Sinn traf. Es gelang ihm das Verlegene daraus zu entfernen, und eine zu große

Annäherung zu verhüthen; er wußte das mit einer Leichtigkeit und Feinheit einzurichten, daß es schien, als habe es sich von selbst gemacht, als habe die Liebe es uns gelehrt.

Unsre Unterhaltung gewann etwas Ruhig-Klares, das die Offenheit begünstigte — Ergießungen des Herzens verhüthete, unser Umgang das Ansehen eines freundschaftlichen Verkehres, was im Herzen mehr war, lebte darin still fort, und trat nur zuweilen in etwas Sinnvollem hervor.

Wir kannten beyde die Gränze, in der wir uns halten mußten, so genau, als wenn wir uns darüber verabredet hätten, und fühlten uns nicht versucht, sie zu überschreiten. Wir sahen uns seltener; aber unser Beysammenseyn wurde lehrreicher, bildender, und erhielt Reitze, die es bisher nicht gehabt hatte. Wir lernten einander genauer kennen; wir schätzten an einander immer mehr das Beste; wir liebten einander durch das Zarteste und Gei-

stigste unsers Wesens. Unser Verhältniß wurde immer mehr Verein der Seelen, und zog die heiligsten Angelegenheiten in sich hinüber; die Sinnlichkeit hatte hier nicht die mindesten Ansprüche. Das Schonende, Aufmerksame, Verbindliche, Achtungsvolle in unserm Verkehre verlieh demselben Süßigkeiten, die dem Rausche der Liebe fremd sind; Besonnenheit machte uns fähig, sie ganz, sie so zu genießen, daß sie sich fortdauernd erhöhten.

Ich war überaus glücklich; eine neue selige Welt war mir aufgegangen, in der ich alles, was mir am Herzen lag, verschönert wieder fand. Die Bemühungen meiner sittlich religiösen Bildung verloren etwas von ihrem Ernste — nichts von ihrem Interesse. Ich arbeitete an mir mit großer Heiterkeit, und der Wunsch, meinem Freunde zu gefallen, verdoppelte meinen Fleiß, begünstigte den Erfolg.

So erlangte unser Verhältniß endlich eine

Gestalt, wobey an eine nähere äußere Verbindung kein Gedanke war. Wir konnten uns in einer solchen etwas anders seyn, als wir uns jetzt waren; aber das mochten wir nicht, das Gegenwärtige erfüllte und befriedigte unsre Seele, daß es uns als das Einzige vorkam, was uns angemessen sey, was die Natur mit uns gewollt habe.

Das Schicksal rief ihn in eine ferne Gegend, und nach zwey Jahren erhielten wir die Nachricht von seinem Tode.

Sein Bild war in meiner Seele zurück geblieben; ich beschäftigte mich oft mit ihm, aber ohne Unruhe, ohne Verlangen, ich wollte seiner werth bleiben, ich wollte immer etwas von ihm im Gemüthe haben. Ich ging in Gedanken ohngefähr so mit ihm um, wie ich in der Jugend mit Gott umgegangen war. Es kam eine Stille in mein Gemüth, bey der ich mich unbeschreiblich wohl befand, und

was sich im Umgange mit ihm entwickelt hatte, stand noch in frischem Leben, in fröhlichem Wachsthum.

Sein Tod betrübte mich nicht sehr, aber er gab meinem Innern einen Anstrich von schwärmerischer Wehmuth, mein Herz wollte zuweilen brechen; ich sehnte mich hinüber. Die Welt wurde mir immer gleichgültiger, ja ich hielt für gut, mich ganz von ihr zurück zu ziehen. Ich erschien in der Gesellschaft nur, wo ich dazu gezwungen war; es kostete mich viel, auf eine erträgliche Art Theil zu nehmen, und mich hinzugeben; ich mußte mir das als Pflicht vorstellen.

Um diese Zeit geschahen an mich mehrere Anträge, worunter manche vortheilhaft genug waren, und auch einigen Anschein hatten, mir wenigstens ein zufriedenes Leben zu verschaffen, daß sie wohl werth gewesen wären, näher beherzigt zu werden. Aber mein Herz sagte mir nichts, und ohne mein Herz wollte

ich meine Hand nicht hingeben. Keiner der jungen Männer, die mich ihrer Aufmerksamkeit würdigten, glich meinem vollendeten Freunde, keiner konnte mir etwas von den Empfindungen einflößen, die ich so innig für ihn gehägt hatte, keiner mein innerstes Wesen so berühren wie er. Auch lebte er noch zu sehr in meinem Andenken, als daß ich fähig gewesen wäre, ein andres Bild, neben das seinige, in mein Herz zu stellen.

Indeß ward mir noch eine harte Probe beschieden. Eduard Hohenau kehrte, nachdem er sich auf Reisen, in England, Frankreich und Italien, umher getrieben, und in den Hauptstädten dieser Länder mehrere Jahre zugebracht hatte, in seine Vaterstadt zurück. Alles sprach mit Entzücken von dem blühenden, kräftigen, freysinnigen Manne, der die Kunst zu leben aus dem Grunde verstehe, und sich in der Ausübung derselben eine bewunderns-

würdige Fertigkeit erworben habe. Er durfte in keiner Gesellschaft fehlen. Weiber und Mädchen drängten sich um ihn.

Ich sah ihn und war hingerissen, meine Sinne, meine Phantasie, mein Herz waren bezaubert; ich befand mich in einem Zustande, von dem ich nie eine Ahnung gehabt.

Es war in seinem Wesen etwas Hohes, das eine Art von Ehrfurcht erweckte; Feuer blitzte aus seinen Augen, seine Bewegungen waren lebhaft, doch voll Sicherheit und ruhiger Haltung, sie kündigten den Mann an, der über große Kräfte Gewalt besitze, der mächtige Leidenschaften spielend regiere, der überall mit seinem ganzen Wesen Theil nehme. Ein Gefühl der Ueberlegenheit war in allen seinen Aeußerungen, was jedoch niemand drückte, weil es sich mit der gefälligsten Humanität verband. Kein Gebieth des Lebens war ihm fremd geblieben; Geist beseelte seine ausgebreiteten Kenntnisse, und liebte, sich in

Paradoxien auszusprechen; seine Urtheile hatten etwas Eigenthümliches, für das man sich interessirte, wenn man ihm gleich nicht beystimmen konnte; sein Witz machte seine Unterhaltung angenehm. Er verachtete die Welt, aber er ließ sie sich gefallen, und genoß sie. Er behandelte alles mit der Leichtigkeit der Geringschätzung, mit dem Reitze des Interesse's, mit der Eleganz der Bildung; mit der größten Gewandheit bewegte er sich in allen Formen.

Der Eindruck, den er auf mich gemacht, war ihm nicht unbemerkt und gleichgültig geblieben; er zeichnete mich aus, und es war mir mehr als schmeichelhaft, von ihm ausgezeichnet zu werden. Ich faßte bald eine heftige Leidenschaft. Er behauptete auch hier die Ruhe des Weltmannes; aber es war nicht zu verkennen, daß er etwas für mich fühlte.

Ich war mit ihm in Verbindung, ich war an ihn gefesselt, ich hatte das Geständniß

seiner Liebe erwiedert, und weiß selbst nicht wie. Ich war nicht im Stande, darüber zu reflectiren, ich lebte ganz in der Einen Empfindung. Der Ausdruck seiner Gefühle, die ganze Art mit mir umzugehen, und auf mich zu wirken waren so, daß sie mich immer mehr bestricken mußten; ob das Absicht oder Natur war, vermag ich nicht zu entscheiden.

In der ersten Zeit schien er nur für mich da zu seyn, und in meine Gesinnungen und Gemüthsstimmungen ganz einzugehen. Doch kam es mir zuweilen vor, als ob die rechte Berührung fehlte, als ob in seiner Wärme etwas Künstliches wäre; nur das wurde ich nicht gewahr, daß meine Gesinnungen und Gemüthsstimmungen nach und nach etwas Fremdes in sich aufnahmen, daß ihre Gestalt sich nach und nach veränderte. Welch ein Unterschied zwischen meinem Verhältniß zu Willibald und dem zu Eduard. Dort war ich besonnen = selig und mit allen meinen Angele=

genheiten in guter Ordnung; hier war ich trunken, ich vergaß oft, was meine höchste Sorge seyn sollte, der Gedanke an Gott wollte sich an meinen Zustand gar nicht anknüpfen lassen, und ich hatte Mühe, mir das zu verbergen.

Eduard hatte es so einzuleiten gewußt, daß ich mit der Welt allmählich wieder in Verbindung trat; ich fand so gar Geschmack an derselben; ich überredete mich, in sie zu gehören, und, unbeschadet meines Herzens, eine Rolle in derselben spielen zu können. An seiner Seite gefiel ich mir in den glänzenden Zirkeln. Endlich riß er mich ganz in ihre Wirbel hinein.

Ich fühlte wohl, daß mir an der Bildung für die Welt noch vieles mangelte, aber was dieses sey war mir nicht deutlich; ich überließ mich dem Geliebten um so williger, der mich ganz für sie zurecht zu setzen suchte.

Zu meinem Glücke war ich noch nicht verblen-

blendet genug, um nicht bald einzusehen, wohin diese Bemühungen führten. Mit Entsetzen wurde ich inne, was es mit dieser Weltbildung für eine Bewandtniß hat, daß nichts Geringeres, als Aufgebung meines Heiligsten, völlige Verwüstung meines Herzens, Entäußerung von allem, was ich mir mit so großen Anstrengungen erworben hatte, von mir gefordert wurde. Ich untersuchte meine Gefühle für Eduard, und fand daß sie nicht Liebe seyen, nicht Liebe seyn könnten, aber ich fand auch, welche Macht sie über mich erlangt hatten. Die große Verschiedenheit unsrer Denkungsart, unsers Wollens, unsers Geschmackes, unsrer Neigungen, unsrer Grundsätze wurde mir klar. Auch er liebte mich nicht, konnte mich nicht lieben. Was ihn an mich gezogen hatte, vermochte ich nicht zu erforschen; vielleicht war es dies, daß ein Wesen von meiner Gemüthsstimmung ihm eine neue Erscheinung war, der wir uns eine

Zeit lang hingeben, um davon andre Erregungen zu erhalten, wenn die gewöhnlichen anfangen, uns durch ihre Einförmigkeit zu ermüden; vielleicht war es Lust, zu versuchen, wie es sich mit einem solchen Wesen leben, und was sich daraus bilden lasse; es war gewiß nichts von dem, woraus die Liebe entspringt.

Ich begriff, daß es vergebens sey, uns über eine Sache zu täuschen, die sich bald von selbst offenbaren mußte, daß eine solche Täuschung uns unglücklich machen, daß sie mich ins Verderben stürzen müsse. Meine Empfindungen waren nicht ganz rein, sie waren nicht edel, die Sinnlichkeit hatte den größten Antheil an denselben. Ich faßte den Entschluß, mich loszureißen, und führte ihn glücklich aus.

Es hatte mir große Ueberwindung gekostet. Die Leidenschaft hatte mein Inneres ganz in Besitz genommen, und alle seine Kräfte auf-

gewiegelt; es war nichts Geringes, sie zu unterdrücken, und die Lücke, die dadurch in mir entstand, auszufüllen. Die Religion gab mir Muth und Standhaftigkeit; das Bewußtseyn, es gelte der Rettung meines bessern Selbstes, dem Heile meiner Seele, stärkte mich; und ich empfand bald, wie sich die Selbstverläugnung durch innere Freude belohne, wenn die ersten Schwierigkeiten besiegt sind.

Unsre Verbindung war längst bekannt, man sah es als etwas Gewisses an, daß wir uns heirathen würden, und wartete mit Ungeduld darauf, daß es geschehe, indem man sich davon etwas Ungewöhnliches und reichen Stoff der Unterhaltung versprach. Daher erregte unsre Trennung großes Aufsehen, es wurde viel darüber vermuthet, geredet, bemerkt, wovon mir manches zu Ohren kam, das mir empfindlich war. Indeß dauerte das nicht länger, als einige Tage; die Gesell-

schaft freute sich, daß Eduard ihr wieder ganz angehörte, und was noch einige Ansprüche glaubte machen zu können, hoffte.

* * *

Ich fing jetzt an, ernstlich über meine künftige Lage nachzudenken. Mein sechs und zwanzigstes Jahr war zurück. Es war nicht wahrscheinlich, daß ich noch viele Anträge bekommen, und noch weniger, daß einer für mich annehmlich seyn würde.

Der Gedanke, ledig zu bleiben, hatte bis jetzt nichts Mißfälliges gehabt; es war mir oft so gewesen, als ob sich dies für mich schicke, als ob ich dazu bestimmt sey, und als ob ich mich dabey allein wohl befinden könnte. Meine Schwestern waren bis auf die jüngste versorgt. Das Vermögen meines Vaters sicherte mir, auch nach seinem Tode, kein reiches, aber ein hinlängliches Auskommen.

Indeß meine Natur war zur Liebe gebildet; ich bedurfte, mich anzuschließen, mich mitzutheilen, Theil zu nehmen, mich in andre hineinzufühlen, von andern zu empfangen, für andre etwas zu thun, was ihnen nicht allein nützlich wäre, sondern worin sie auch meinen Sinn vernähmen, wodurch etwas von mir in sie überginge; ich bedurfte, mit Wesen zu leben, die ich die meinigen nennen könnte.

Dabey lag das widerliche, zurückstoßende Bild der alten Jungfer in meiner Seele, das sich uns einprägt, wenn wir unsre Begriffe von dem bestimmen lassen, was sich uns gewöhnlich darstellt, ohne in das Innere zu gehen, die Ursachen zu erforschen, und die Umstände mit in Anschlag zu bringen. Ich sah, wie man diese, meist unglücklichen, Geschöpfe in der Gesellschaft behandelt, wie man die schmerzlichen Gefühle, welche das Alleinstehen, das Leere ihres Lebens, die bittre

Laune, nicht selten auch immerwährendes Kränkeln, eine drückende Lage und das Bewußtseyn, ihr Unglück selbst verschuldet zu haben, erzeugen müssen, durch Spott und durch Anspielungen, die noch kränkender sind als Spott, vermehrt — wie sie sich nirgends an ihrem Platze befinden, und wie die Verlegenheit, wohin sie sich stellen sollen, sie Thorheiten begehen läßt, die man ihrem Verstande, wenn nicht gar ihrem Herzen anrechnet — wie man diese Thorheiten hervorzieht, wie man sich damit belustigt, während man für ihre bessern Eigenschaften fast gar keinen Sinn hat — wie man so manches, wovon man bey andern gerührt wird, bey ihnen mit der kalten Bemerkung abfertigt: es ist eine alte Jungfer. Ich sah, wie selbst solchen, denen es sonst nicht an Verstand und Gemüth gefehlt hatte, nach und nach alles ausgegangen war, was das Leben süß macht, welche häßliche Fehler sich bey ihnen einnisteten, in

welche ekelhafte Gemeinheiten, in welche lächerliche Bizarrerien sie verfielen, von welchen wunderlichen Launen sie gequält wurden, welche unnöthige, abergläubige Besorgnisse sie ängstigten, und zu welchen abgeschmackten Dingen sie ihre Zuflucht nehmen mußten, um an dem Leben noch etwas mehr, als das bloße Daseyn lieben zu können.

Aber ich kannte auch die edle Grubenau, die, wenige Schwächen, welche nicht einmal der alten Jungfer angehörten, abgerechnet, für ein Muster schöner Weiblichkeit gelten konnte, der jeder Vernünftige eine ausgezeichnete Achtung bewies, die das Liebenswürdige mit dem Ehrwürdigen vereinigte, die durch ihren hellen Verstand, durch ihre sanfte Gemüthsart, durch ihr wohlwollendes Herz, durch ihre ungetrübte Heiterkeit und ungekünstelte Freundlichkeit alles an sich zog, und von der niemand, der sich mit ihr unterhalten hatte, zurück kehrte, ohne die wohlthuendsten

Eindrücke mitzunehmen. Ihre Natur hatte sie darin nicht sonderlich begünstigt, das Meiste war Werk treuer Selbstbildung. Es mußte also doch wohl möglich seyn, im ledigen Stande dem gewöhnlichen Schicksale der alten Jungfern zu entgehen, sich Werth und Zufriedenheit für das Alter zu sichern.

Eben so, dachte ich, ist es vielleicht möglich, für das liebende Herz, das die Freuden der Ehe entbehren soll, einige Schadloshaltung zu finden. Eine, meinen Bedürfnissen nicht ganz entsprechende Verbindung wäre gewiß ein weit größeres Unglück gewesen; ein Mann, der mir nicht innige Liebe geben konnte, hätte mein Herz unheilbar verwundet. Meine Lage konnte leicht so erträglich werden, als die Lage der vielen Frauen, denen die Ehe das nicht gewährt, was sie von ihr hofften.

Ich nahm mir vor, mich so einzurichten, als wenn es schon gewiß wäre, daß ich un-

verheirathet bleiben würde, zu versuchen ob es sich nicht so leben lasse, und dann ruhig abzuwarten, was mir beschieden sey. Meine Hauptsorge ging nun dahin, mir recht viel zu verschaffen, wodurch mein Leben in diesem Falle angenehm werden könnte; dies und der fortgesetzte Fleiß in der sittlichen Veredlung sollte mich vor den Fehlern bewahren, die ich zu fürchten hatte.

Vor allem suchte ich meinen Verstand aufzuklären und meine Gefühle auszubilden. Ich bemühte mich um die Einsichten, von denen ich glaubte, daß sie mir nützlich seyn, daß sie mir zu einer richtigen Ansicht des Lebens verhelfen, mich meine Verhältnisse verstehen lehren, meinem Geiste heilsame Nahrung, heitre Beschäftigung, Trost, Erhebung und Antrieb geben, meine Handlungen mit ihrem Zwecke in Uebereinstimmung bringen, und mich in den Stand setzen würden, alles was mir begegnete recht zu beurtheilen.

Ich las nur solche Schriften, die für mich Werth hatten, das heißt, die mich unterrichteten, und die mir gefielen. Meine Bücher gehörten meist zu den längst vergessenen; aber ich verstand sie, ich konnte das Schöne und Treffliche darin fühlen, und mir aneignen, was mir mit andern hochgepriesenen und viel besprochenen nicht gelingen wollte, die ich deßwegen, so bald ich mich nach einem flüchtigen Durchblättern, davon überzeugte, weglegte, unbekümmert darum, daß ich nun nicht mit bey der Mode war, und nichts zu sagen hatte, wo die Mode-Artikel der Literatur verhandelt wurden.

Ich las für mich — nicht für die Gesellschaft; darum verdankte ich der Lektüre so manchen köstlichen Genuß; sie berichtigte meinen Geschmack, sie bereicherte mein inneres Leben.

Zu dem, was mich anzog, kehrte ich oft zurück, ich zeichnete es mir auf, und es

prägte sich meinem Gedächtnisse unwillkühr=
lich ein. Nie aber habe ich etwas absichtlich
auswendig gelernt, ich glaube, daß jede Frau,
die das thut, pedantisch wird, und selten eine
Gelegenheit vorbey gehen läßt, was sie sol=
cher Gestalt an sich gebracht hat, unbehülf=
lich genug, zur Schau zu stellen. Ueber mir
interessante Gegenstände schrieb ich auch wohl
meine eignen Gedanken nieder, theils um
mich im Ausdrucke zu üben, theils um mir
die Sachen lebhafter zu vergegenwärtigen,
und meinen Ideen größere Deutlichkeit zu
verschaffen.

Auf diese Weise bin ich dahin gekommen,
auch ohne Buch mit mir selbst leben zu kön=
nen; die Entwickelung meiner Gedanken und
Gefühle aus meinem Innersten heraus hat
mir manche vergnügte Stunde gemacht.
Aber ich habe gefunden, daß einige erwor=
bene Einsichten, eine gewisse Ordnung im Ge=
müthe und große Vorsicht nöthig sind, da=

mit das Leben mit sich selbst nicht in ein üppiges, oft verderbliches Phantasie-Spiel ausarte.

Die Natur hatte mir jedes Kunsttalent versagt, indeß habe ich mir im Zeichnen und in der Musik so viel Fertigkeit zu erwerben gesucht, als hinreichte, mich zu zerstreuen, meine Phantasie mit angenehmen Bildern zu erfüllen, und mich in eine gute Stimmung zu setzen. Die Ueberzeugung, daß ich darin nie zu etwas Tüchtigem gelangen würde, hat mich nicht gehindert, größerer Vollkommenheit nachzustreben. Es dünkte mich etwas Menschliches zu seyn, sich jedes Fortschrittes zu freuen; sey er auch noch so unbedeutend, er ist doch Erweiterung unsers Daseyns, und ist es etwas andres, was wir in allem suchen?

Mit meinem Verhältnisse zur Welt war ich noch nie recht auf dem Reinen gewesen.

Ich hätte sie bald zu leidenschaftlich geliebt, bald mich zu sehr von ihr zurück gezogen.

Ich erkannte jetzt, daß sie mir etwas seyn könne, seyn müsse — nur nicht das, was ich sonst von ihr verlangt hatte; und es glückte mir, jenem auf die Spur zu kommen.

Die beschränkten, selbstsüchtigen Interessen, die mich sonst an sie fesselten, waren Schuld, daß sie mich verstimmte und verdarb, daß ich ihrer nicht froh werden konnte, daß ich mir über mein Weltleben Vorwürfe machen mußte. Nun betrachtete ich sie ruhiger, unbefangener; jene Interessen hatten einen großen Theil ihrer Gewalt über mich verloren. Ich forderte nichts mehr von ihr, ich hatte nichts mehr von ihr zu erwarten und zu fürchten, ich gab mich hin und ließ auf mich wirken. Ich sah' sie an, wie man eine reiche, lebenvolle Gegend ansieht, und ergötzte mich an dem bunten Getümmel. Ich beobachtete, aber ich spähete nicht, ich zog

keine Resultate, ich wendete nicht an, ich enthielt mich alles Urtheiles. Es war mir gleichgültig, die Welt zu kennen; denn ich dachte mich nie so weit in sie zu verlieren, daß ich dieser Kenntniß bedürfte.

Die Stunden, die ich in der Welt gelebt habe, reuen *mich nicht*; ich bin oft in der Gesellschaft innig froh gewesen, vielleicht oft die Froheste von allen; ich sprach, hörte, sah, trieb mancherley mit, wie es mir gemüthlich war, und von dem allem ist keine einzige lästige Erinnerung in meiner Seele geblieben.

Es gibt einen allgemeinen Sinn für Menschen, der sich durch das Wohlgefallen an Menschen, die mit uns in keiner nähern Verbindung stehen, die wir noch nicht einmal kennen, in denen wir nicht mehr, als Wesen unsers Gleichen, erblicken, durch Lust, sie zu sehen, mit ihnen zu verkehren und

etwas gemein zu haben, durch die Eindrücke, welche ihre Gestalt, ihre Stimme, die Darstellung ihrer menschlichen Gedanken und Empfindungen, ihr menschliches Thun und Treiben bey uns hervorbringen, äußert. Er ist allen angeboren, und zeigt sich am reinsten und stärksten in der Jugend. Späterhin wird er gestört und geschwächt durch die widrige Gestalt, in der sich uns die Menschen oft zeigen, durch ihre abstoßenden Gemüthseigenschaften, durch ihre Vorurtheile und Sitten, durch die Mißverhältnisse, welche der Eigennutz erzeugt, durch die Zwecke, die man unter Menschen erreichen will, und durch die Hinderungen, welche man dabey antrifft.

In frohen Augenblicken habe ich diesen Sinn in mir angetroffen; er setzte mich in den Stand, die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens zu genießen, von Menschen, mit denen ich in die flüchtige Berührung des ge-

selligen Umganges trat, alles zu empfangen, was sie mir zu geben vermochten; ich möchte sagen, daß aus ihm der Geist der echten Geselligkeit entspringe.

Ich untersuchte die Stimmung, in welcher ich mich seiner am meisten bewußt war, und bemerkte, daß man, um sich seiner zu erfreuen, nicht mehr, als eben die flüchtige Berührung des geselligen Verkehres suchen, daß man alles, was uns fester verwickeln will, alles, was das Individuelle im Menschen betrifft, vermeiden, dieses weder beobachten, noch stark anregen, noch in sich selbst schneidend hervortreten lassen, daß man seine Meynung von den Menschen vergessen, daß man auf seine Ansprüche resigniren, und sich bey denen, die nun einmal unsre Freunde nicht seyn können, mit dem Oberflächlichsten begnügen, daß man von ihrem Innern ganz abstrahiren müsse. Ich bemühte mich, diese Regeln in Ausübung zu bringen, und es gelang

lang mir, mit den Menschen in das beste Vernehmen zu kommen — in ein Vernehmen, das mir die Freuden des Umganges verschaffte; ohne mich seinen Unbequemlichkeiten, seinen Verlegenheiten, Spannungen und Verstimmungen auszusetzen.

Woldemar hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß der Genuß des Lebens weit weniger von bedeutenden angenehmen Ereignissen, von dem Besitze geschätzter Güter, von der Erfüllung unsrer Wünsche, von dem Ungewöhnlichen, Ausgezeichneten, lange und künstlich Vorbereiteten, als von dem abhange, was die Menschen Kleinigkeiten nennen, was die meisten ganz übersehen oder gar verachten, daß das einförmigste Leben unermeßliche Reichthümer habe, wenn man nur die Kunst verstehe, sie heraus zu heben. Er hatte mich gelehrt, wie man mit den Dingen, in deren Kreise man sich täglich bewegt, vertraut wer-

den, wie man ihnen eine gewisse Bedeutung geben, wie man Erwartungen daran knüpfen, wie man dem Unscheinbaren eine Wichtigkeit ertheilen könne, indem man darin etwas sich zum Zwecke und Geschäfte bilde, wie die Thätigkeit, die man daran wende, die Aufmerksamkeit auf Einzelnheiten, auf kleine Umstände, auf Entwickelungen und Hinderungen uns ein Interesse einflöße, welches das Große uns selten einzuflößen vermöge, weil wir es meist nur im Ganzen betrachten und von dem starken Eindrucke, den es auf unser Gemüth macht, zu sehr befangen werden. Ich hatte etwas Aehnliches schon früher an meiner Blumenpflege erfahren, und ließ mir nun angelegen seyn, diese Lehre recht zu benutzen, wodurch mein Leben viele süße Reitze gewonnen hat.

Es ist dem Menschen Bedürfniß, mit seiner Thätigkeit aus sich heraus zu gehen, et-

was Nützliches außer sich zu bewirken, über dessen Fortgang er Freude habe, etwas darzustellen, worin er sich selbst wieder finde. Ich fühlte das, ich erkannte darin meine Bestimmung; ich bemerkte daß das Bilden an sich selbst, welche Sorge man auch darauf wende, doch das Herz nicht ausfüllen könne, daß man sich unter Menschen und Gegenständen umtreiben, daß man sein Thun mit Aeußerlichkeiten, die das Gefühl von allen Seiten anregen, verflechten müsse, um von seinem menschlichen Daseyn mit Wohlgefallen gesättigt zu werden.

Dahin besorgte ich, in meiner isolirten Lage, nicht gelangen zu können. Die Vorsehung wieß mir den Weg. Eine Bekannte von mir folgte ihrem Gatten, nach einem halben Jahre, in die Ewigkeit, und hinterließ ein Mädchen von drey Jahren. Ich beschloß seine Mutter zu werden. Das Kind hatte gute Anlagen, etwas Stilles in seinem

Wesen, das sich zu meiner Gemüthsart schickte. Es schloß sich mit großer Innigkeit an mich an; es liebte mich, wie seine Mutter, und hatte bald mein ganzes Herz gewonnen. Dieses Kind zu pflegen, an seinem Geiste und seinem Herzen zu bilden, das war das Geschäft, dessen ich bedurfte, um ganz in das menschliche Daseyn hinein zu kommen. Nur das einzige erflehte ich von Gott mit heißen Thränen, daß er mir das Kind lassen möchte.

Jetzt ist es zur trefflichen Jungfrau heran gewachsen; sie hängt an mir mit jeder Kraft, mit jeder Empfindung ihres schönen Gemüthes. Bald wird sie die Gattin eines würdigen Mannes seyn. Meine Verwandten sind zufrieden, daß ihr mein Vermögen zufällt. So habe ich die Hoffnung, mich noch einst im Alter von einer glücklichen Familie umgeben zu sehen.

Eine andre Bekannte von mir ward blind. Wir hatten zwar vorher in keiner genauen Verbindung gestanden; aber da alles sie verließ, hielt ich es für Pflicht, mich ihrer anzunehmen. Das Flüchtige, Gestaltlose ihrer

Gemüthart verlor sich nach und nach in das Gesammelte, Gefühlvolle. Die Phantasie arbeitete dem Herzen zu, und das Herz kam ihr mit einer günstigen Stimmung entgegen. In ihr Gemüth kehrte eine Ruhe ein, die in sanfte Heiterkeit überging. Alle ihre Neigungen hatten sich in ein unbestimmtes Sehnen aufgelöst, das auch die Erinnerung an die Zeit, wo der Tag ihr geschienen begleitete. Ihr Geist hatte sich einem höhern Lichte zugewendet, und entwickelte an dessen Strahlen in reicher Fülle eine Eigenthümlichkeit, die den vertrautern Umgang mit ihr überaus interessant machte.

Ihr wandte sich mein Herz immer mehr zu; ich folgte bald nicht der Pflicht, sondern dem Bedürfnisse, wenn ich sie täglich besuchte. Ich lernte von ihr, ich richtete mich an ihr auf, ich ward durch sie besser.

Sie ist im vollen Sinne des Wortes meine Freundinn geworden; wir theilen unser Leben. In ihr hat meine Liebe den Gegenstand gefunden, an dem sie sich ganz äußern kann. Ich habe erfahren, ich erfahre noch täglich, welche Seligkeit in der Freundschaft ist, in dem Zusammentreffen der Gedanken

und Gefühle, in der Enthüllung des Geheimsten und Innersten, in der Mittheilung aller Sorgen, aller Schmerzen, aller Hoffnungen und aller Freuden, in dem Offenbaren dessen, was man lange in sich verschlossen hat, in der herzlichen Theilnahme, in dem freundlichen Troste, in dem liebreichen, treuen Beystande und in den zahllosen kleinen Diensten, die ihren Werth vom Herzen haben.

Meine Thätigkeit hat sich immer mehr und besser geordnet, es ist immer mehr Plan und Zusammenhang in sie, und dadurch Einheit in mein Leben gekommen. Die Verdrossenheit, die mir sonst zuweilen eigen war, kenne ich nicht mehr; das Zögern, Aufschieben, das unlustige Abbrechen und Durcheinanderwerfen, das zerstreute, unschlüssige Wesen habe ich mir ganz abgewöhnt. Ich bin nicht arm, ich kann wohl sagen mir fehlt nichts, weil ich immer etwas zu thun habe, das ich gerne, das ich mit ungetheilter Aufmerksamkeit, das ich mit dem Herzen thue.

Ja, ich habe erfahren, daß es sich auch unverheirathet leben läßt; es kommt nur dar-

auf an, daß man mit sich selbst über das einig werde, was man vom Leben verlangt, daß man etwas Rechtes wolle, und sich mit Ernst daran mache. Viele Mädchen würden gewiß nicht so unzufrieden mit ihrem Stande — es würde in ihrem Herzen nicht so leer und verworren seyn, wenn sie sich der Gewalt, welche augenblickliche Empfindungen, zufällige Wünsche, einzelne Neigungen an ihnen üben, entreißen, wenn sie sich auf sich selbst besinnen, bey sich selbst Rath und Trost suchen, wenn sie sich ein festes Daseyn in den Umgebungen sichern, wenn sie durch ernste Ueberlegung, wie sie sich am besten mit dem, was nun einmal ihr Loos ist, einrichten, ihrem Wesen eine Gestalt geben wollten. Das Zerrissene ihres Wesens, ihr Selbstverlieren ist ihr Elend; es rührt in ihnen alle Leidenschaften auf; es verwirrt ihr Bewußtseyn, und raubt ihnen die Fähigkeit, das Gute in ihrer Lage zu sehen und zu genießen.

So habe ich mich bemüht zu leben, und das Leben ist mir recht lieb geworden. Was mir darin Widriges begegnet, das helfen Erfahrung, Glaube, Geduld, Hoffnung, Nach=

denken und Freundschaft tragen. Es umschließt viele köstliche Freuden; ich bin glücklicher als ich es verdiene, und erkenne das mit gerührtem Danke gegen die Vorsehung. Mir selbst kann ich das Beßre, was etwa an mir ist, nicht zuschreiben. Ihre Führung hat mich zu dem geleitet, was ich für mein Heil gethan habe; ihren Beystand erfahre ich bey allem, was ich noch für meine höchste Angelegenheit thue. Ihr vertraue ich mit völliger Zuversicht mein Schicksal an. Mein Herz ist gegen Stürme verwahrt; ruhig blicke ich in die Zukunft, ich erwarte nichts, ich wünsche nichts, als daß es so bleiben möge, daß mir Gott den Frieden mit mir selbst erhalte. Ich lebe gerne, das Leben ist ja so freundlich; aber ich bin auch bereit, dasselbe seinem Urheber zurück zu geben, wann er es verlangt. Heiter hoffe ich meine Tage zu beschließen.

Berlin, 1809.

Gedruckt bei Karl Friedrich Amelang.



